

Deutsche Rundschau

für

Geographie und Statistik.

Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben

von

Professor Dr. Friedrich Umlauf, Wien.

XII. Jahrgang.

Heft 6.

März 1890.

Das deutsche Californien.

Eine Schilderung des südwestafrikanischen Schutzgebietes nach eigener jüngster Anschauung von Dr. Bernhard Schwarz.

Die Fälle, daß jemand erst sozusagen der Brügeljunge war in seiner Familie und später doch deren Stolz wurde, sind nicht zu selten in der Weltgeschichte. Nehmen wir gleich das flagranteste Beispiel. Der Vater unseres großen Reichskanzlers soll oft schmerzlich gefeufzt haben: „Aus dem Otto wird nichts!“ Und ich denke, der Letztere hat's doch ziemlich weit gebracht.

Mit manchen Erdstrecken ist es nicht anders ergangen. Sie standen an natürlichem Reichthum weit hinter anderen und haben dann gleichwol eine staunenswerthe Entwicklung genommen. Was war, um auch hier wieder das nächst Liegende herauszugreifen, Deutschland im Vergleich zu Italien, der hercynische Waldsumpf, wie es die Alten nannten, das Barbarenland, wie sich noch das Mittelalter ausdrückte, gegen das Paradies am Mittelmeer, gegen das Land, wo „die Citronen blühen, im dunklen Laub die Goldorangen glühen“ — und was ist heute unser Vaterland auf der Bühne der Weltgeschichte gegenüber dem Staate jenseits der Alpen, der nur mit der größten Anstrengung eine Rolle zweiten Ranges spielt und ohne die günstigste Verkettung von Umständen noch lange nicht einmal so weit wäre! Wahrhaftig, es scheint oft, als ob es auch für das politische Gebiet gälte, das Bibelwort: „Was klein ist, das hat sich Gott erwählt!“

Solche Gedanken sind am Platze, wenn wir von unserer jungen Colonialpolitik reden wollen. Es ist ja gar nicht zu leugnen, daß die besten Ländereien der Erde uns dabei nicht zugefallen sind. Wie konnte es auch anders sein? Dem Deutschen fehlt eben von jeher jene Bescheidenheit, von der man scherzhaft sagt: „Verlaß mich nicht bei Tische und gib, daß ich zu jeder Zeit das beste Stück erwische!“ Darf man deswegen aber bezüglich dessen, was wir vor Thorschluß noch von der Völkertafel aufgerafft haben, schon verzweifeln? Die Kraft, die beispielsweise mitten in der Sandbüchse der Mark Brandenburg eine Stadt wie Berlin zu schaffen vermochte, wird wol auch aus fernen Besitzungen, die geringwerthig scheinen, etwas machen können.

Ich möchte diese Worte ganz besonders auf unser südwestafrikanisches Schutzgebiet beziehen, denn von all unseren geschmähten überseeischen Erwerbungen

ist dies die bestgeschmähete, das Aschenbrödel unter den jungen Töchtern der alten Germania. Untersuchen wir nun heute einmal, ob es dieses Urtheil verdient oder ob es vielleicht auch besser ist als sein Ruf!

Um wahr zu sein, der erste Eindruck ist nicht günstig, ja, man wird eigentlich schon abgeschreckt oder doch abgeköhlt, ehe man noch jene unsere junge Colonie erreicht hat. Schwierigkeiten, wie sie keine unserer anderen fernern Ansiedlungen bietet, häufen sich vor ihren Thoren. Nicht allein, daß wir ein englisches Dampfschiff benutzen müssen, wenn wir dorthin gelangen wollen, nein, das letztere führt uns auch nur theilweise zum Ziel, setzt uns am Südpol Afrika ab, und wir haben nun von da, von Capstadt aus, ganze 700 englische Meilen wieder rückwärts zu machen, und zwar mittelst eines elenden kleinen Segelschiffes, das nur alle zwei Monate einmal die Reise wagt und für dieselbe mindestens eine, unter Umständen jedoch auch vier und selbst sechs Wochen benöthigt. Eine Segelschiffahrt in unserem Dampfzeitalter, was will das nicht bedeuten!

Wie viel Schlimmes schließt das schon für den Reisenden persönlich ein! Ihre Tagespromenade und Nachtruhe auf den möglichst beschränkten Raum angewiesen zu sein, nur vom Inhalte der Conservenbüchsen und häufiger noch der Salzfleischfässer leben zu müssen, jetzt wie angenagelt über der blauen Flut zu schweben und dann wieder einem Ball gleich auf und nieder, herüber und hinüber geworfen zu werden, ja wenige kennen das heutzutage noch, aber unangenehm bleibt's auf alle Fälle.

Noch übler erscheint dieser umständliche Zugang vom commerciellen Standpunkt aus. Was hat denn unsere Subventionsdampferlinie ins Leben gerufen? Doch der Gedanke, loszukommen von den theuren und vielfach nicht einmal redlichen Speditordiensten John Bull's. Nur hier, in Südwestafrika, ist alles beim Alten geblieben. Deutsche Waaren, die von wenigen eingeführten Proben her thatächlich schon einen sehr guten Ruf in Damaraland haben, namentlich solche der Textilbranche, müssen erst den weiten Weg nach Capstadt machen und dann nach Walvischbai umgeladen werden. So erreichen sie kaum vor mehreren Monaten und mit vielen Unkosten ihr Ziel. Beispielsweise mußte der Verfasser dem erwähnten Segler für den Transport von etwa 40 Centner Gepäck auf der doch relativ kurzen Strecke zwischen der Capcolonie und Lüderitzland nicht weniger als 1600 Mark bezahlen, von den 1000 Mark, die die Passage der betreffenden, sieben Personen umfassenden Reisegesellschaft noch außerdem beanspruchte, gar nicht zu reden. Ist es denn bei solchen Mißverhältnissen ein Wunder, daß jene unsere deutsche Colonie bis jetzt nur erst in sehr bescheidenem Maße ein Markt für deutsche Erzeugnisse, ein neues Absatzgebiet für uns geworden ist, wie solche unsere heimatliche Ueberproduction doch so sehr bedarf und wie sie zu schaffen ja auch ein Hauptzweck unserer ganzen Colonialpolitik war?

Leider entschädigt für die so umständliche Reise nach dem südwestafrikanischen Schutzgebiete nicht einmal der erste Anblick des ersuchten Landes, der ja sonst nach langen und mühseligen Seefahrten häufig so sehr die Seele wieder erfrischt. Ganz Afrika, obwohl so reich an öden Strecken, hat keine traurigere Partie aufzuweisen, als sie uns die Küste da unten entrollt. Die ausgedehnten Sümpfe, mit denen uns Kamerun empfängt, besitzen doch wenigstens etwas Grün in ihren Mangrovebüschen, die, einem unermesslichen Weidendickicht ähnlich, das Meeresufer säumen. Hier aber zieht sich vor dem enttäuschten Auge des Neu-ling's, der Palmenhaine und üppige Plantagen erwartete, nur ein endloser,

zwar imponant hoher, aber absolut kahler, grell gelbbrauer Erdwall hin, gebildet von Wanderstranddünen, welche die wenigen als Häfen benutzbaren Buchten, die an diesem einförmigen Gestade vorhanden sind, theils schon zugeeschüttet haben — wie z. B. das nach den neuesten Nachrichten für Seeschiffe völlig unbrauchbar gewordene, ehemals recht trefflichen Ankergrund bietende Sandwichhafen — theils in abschbarer Zeit zuschütten werden, was namentlich selbst für den jetzigen Haupthafen Walfischbai gilt, in welchem beispielsweise die deutsche Corvette „Carola“, mit der ich die Ehre hatte von dort nach Capstadt zu dampfen, nicht weniger als zwei ganze englische Meilen vom Lande entfernt liegen mußte.

Den furchtbaren Eindruck der Einsamkeit, den die nackte Steilküste zumal in Verbindung mit dem ebenfalls fast völlig todten, nur selten von einem Segel belebten angrenzenden Meere macht, vermag auch die erste Ansiedelung nur wenig zu mildern, die wir nach längerem Hingleiten an der unnahbaren Naturmauer endlich erreichen. Es ist die an der zuletzt genannten Bucht stehende gleichnamige Stadt, die sich bekanntlich nebst einigen anstoßenden Quadratmeilen Land noch in englischem Besitz befindet. Würde dieselbe doch bei uns noch nicht einmal ein Dorf heißen, denn sie besteht nur aus etwa einem halben Duzend meist ebenerdigen Holzhäuschen mit einem gleichfalls hölzernen Missionskirchlein, die sich, nach vorn von dem unermesslichen Ocean, im Rücken aber von einer kaum weniger unbegrenzten Sandebene umgeben, kaum anders ausnehmen wie ein von seiner Mutter ausgelegtes hilfloses Kindlein. Nirgends etwas, das einen beruhigenden Hintergrund abgäbe, kein Baum, ja nicht einmal ein grünes Rasenplätzchen, denn die winzige Cocospalme, welche eine dortige deutsche Dame in einem Topfe gezogen, wird selbst der begeistertste Naturfreund nicht als Ersatz für einen Wald ansehen. Es ist hier eben, wie wir als Studenten sagten, wenn wir auf endloser Pappelallee und durch endlose Zuckerriibensfelder von Leipzig nach Halle „luftwandelten“, „nichts wie Gegend“. Selbst die langbeinigen Flamingos, die zu Tausenden an den Ufern der fahlschimmernden Strandseen in der Umgegend bemerklich werden, vermögen die triste Landschaft nicht zu heben, denn sie stehen meist regungslos wie Statuen nebeneinander. Man muß sie gesehen haben, diese britische Colonialhauptstadt en miniature, in der allerdings auch ein Gouverneur mit dem seltsamen Titel „Magistat“ nicht fehlt, um es gebührend zu würdigen, daß England für ihre Abtretung seinerzeit von uns nicht weniger als 30.000 £ = 600.000 Mark forderte. Welche Billionen würde nach solcher bescheidenen Schätzung eine Hafenstadt wie etwa Hamburg werth sein!

Nun, sagt man vielleicht, Afrika ist eben überall an seinen Küsten nicht viel werth, aber das Innere, das Innere. Leider nur trifft dort unten selbst dies trostreiche Wort wenigstens nicht so bald zu. Im Gegentheil, unweit hinter Walfischbai thut sich sogar eine wirkliche und vollkommene Wüste auf, die sogenannte Namib, welche sich mehrere Tagereisen weit ins Binnenland hineinzieht. Sie hat nicht nur kein Pflanzenwachsthum, sondern auch nicht einmal Wasser, obwohl sie solches, genau nach dem Vorbild ihrer großen Schwester in Nordafrika, der Sahara, den suchenden Augen des durstigen Reisenden oft genug vermittelst der bekannten Fata Morgana vorspiegelt. Manche Expedition, mancher Handelszug ist in dieser „hohlen Gasse“ — es giebt keinen anderen Weg ins Innere denn durch die Namib — schon in schlimme Lagen gekommen, zumal auch die klimatischen Verhältnisse hier übel genug sind: ausdörrende Gluthize bei Tage und auffällige Kühle, verbunden mit dichten, regenartigen Nebeln, in der Nacht.

Jenseits dieser entsetzlichen Einöde wird dann allerdings das Land rasch besser. Die enorm ausgedehnten Hochflächen, aus denen es zumeist besteht, sind dicht mit einem oft mannshohen Grase bestanden, in den freilich nicht gerade häufigen Thalrinnen erscheint Baumwuchs, der sich mehrfach zu ganzen Wäldern aufschwingt. Dazu regt sich jetzt ein recht ansehnliches Thierleben um uns her, das selbst in den Nächten nicht völlig er stirbt, denn dann heulen noch Schakale und Hyänen, oder es stimmen gar Leoparden ihr Miauen an.

Aber ein wirklich Auge und Herz erfrischendes Stück Erde wird Damara-land auch dann nirgends, es bleibt eine Steppe in jeglicher Beziehung. Das erwähnte Gras ist nicht grün, sondern strohgelb und dürr, wenigleich durchweg nahrhaft, die Bäume werden, von einigen Ebenhölzern, Ricinusbüschen u. dgl. abgesehen, fast nur von den Sprößlingen eines trockenen, sandigen Bodens, den Afazien repräsentirt, von denen einige Arten allerdings das nutzbare, zur Zeit freilich von den dortigen Eingeborenen noch als Confect verwendete Gummi arabicum liefern, die inselartig aus den Plateaus aufsteigenden, fast Alpenhöhe erreichenden und schön geformten Hochgipfel aber stellen gar nur riesige, aus verwitterten Steinmassen bestehende Schutthäufen dar, auf denen außer einzelnen scharfgiftigen, cactusähnlichen Wolfsmilcharten und steifen Moosen überhaupt nichts gedeiht. Die Flüsse sind periodische, d. h. solche, in denen nur während der etwa mit unserem Winter zusammenfallenden und meist wenig ausgiebigen Regenzeit Wasser, dann oft freilich gießbachartig, dahinbraust, während im ganzen übrigen Jahre ihre Betten als tiefandige, trockene Mulden daliegen.

Selbst die Thierwelt entspricht — wie ja auch nicht anders zu erwarten — solchem Steppencharakter des Gebietes, denn sie umfaßt von Vögeln fast nur Strauße, Trappen, Tauben, Feldhühner und Perlhühner, letztere in einer Masse allerdings, die das Herz jedes Nimrods erquickern müßte, sowie von Vierfüßlern außer den schon genannten Raubthieren kaum etwas anderes, als Giraffen, Zebras und Quaggas, ganz besonders aber Antilopen, von dem einem Rinde an Größe fast gleichkommenden Kudu bis zu dem zierlichen Steinbock herab. Diese prachtvollen Wüstenziegen kommen auch jetzt noch trotz Hinterlader und fortgeschrittener Jagdkunst in Herden von Hunderten, ja Tausenden vor und gewähren ebenso dem Auge ein prächtiges Schauspiel, wie eventuell dem Gaumen einen trefflichen Vederbissen.

Endlich harmonirt mit der Steppennatur dieser Ländereien auch die Art ihrer Besiedelung. Städte in unserem Sinne giebt es, von der stolzen Residenz Walfischbai abgesehen, nirgends, aber auch Dörfer nur wenig, in dem ganzen ungeheueren Territorium, vom Ocean bis in die Mitte des Continents, das Deutschland an Größe mindestens um das Doppelte übertrifft, kaum ein bis zwei Duzend. Im Uebrigen finden sich nur sogenannte Wersten, d. h. Viehtraale, wo eine Handvoll Hirten zur Bewachung ihrer Herden sich einige Baumasthütten gebaut haben. Diese originellen Niederlassungen sind wandelbar, sie werden, sobald an der betreffenden Stelle das Gras abgeweidet oder das vorhandene Wasser erschöpft ist, weiterhin verlegt. Da nun aber diese Nomadensitze naturgemäß selten an den großen Karawanenrouten, wo das Gras meist bald von dem vorüberkommenden Zugvieh abgeweidet ist, angelegt werden, so entziehen sie sich auch in der Regel den Blicken des Reisenden, und deshalb gewinnt man den Eindruck, als ob das Land überhaupt absolut unbewohnt sei.

Man wird sich nach den bisherigen Ausführungen schon denken können, daß selbst das Verkehrswesen in diesem Lande ein besonderes sein muß. Es

bedarf da eines Gefährtes, welches nicht nur der enorm trockenen, alles ausdörrenden und zum Springen oder Bersten bringenden Luft widersteht, sondern des Mangels an Unterkunft bei anderen wegen zugleich Gasthof und Privathaus ist. Dies leistet der in ganz Südafrika gebräuchliche Ochsenwagen, eine Erfindung der seit etwa zwei Jahrhunderten dort unten aufgetretenen holländischen Colonisten, der bekannten Boeren, welche sich — so praktisch ist sie — selbst bis in unser Jahrhundert des Dampfes herein erhalten hat und wol nur einmal den Eisenbahnen weichen dürfte, welche letztere indes im Bereich unseres Schutzgebietes wenigstens in der nächsten Zeit noch kaum auftreten werden.

Der Ochsenwagen ist ein über außerordentlich starken Achsen und wahrhaft ungeschlachten Rädern, die beide aus den in der Steppe selbst gewachsenen und daher schon von Haus aus besonders trockenen und zähen Hölzern verfertigt werden, angebrachter, ungewöhnlich langer, mit einem leinenen Plan-dache nach Art der alten Frachtwagen überspannter Kasten. In demselben befindet sich ein mit dünnen Riemen überzogenes, matrakenartiges, hohl liegendes Gestelle, bestimmt, das Lager des Reisenden zu bilden. Unter demselben haben die verschiedenartigsten Vorräthe, Munition wie Spirituosen, Lebensmittel und Tauschwaaren für den Verkehr mit Eingeborenen, ihren Platz. Hinten auf dem seltsamen Gefährte stehen zwei Wassertonnen, die in einem Gebiete wie dem dortigen eine nicht geringe Rolle spielen, denn nur da, wo es wie bei uns des edlen Nasses mehr als genug giebt, kann sich das Spottlied behaupten: „Mit Wasser bleib mir ferne, das trink ich gar nicht gerne.“ Dort unten in der dünnen, glutheißen Wüste hält man's mit des alten Pindar's Wort: „Wasser ist das Beste.“

Als Zugthiere finden, wie schon der Name des Wesfels angiebt, Ochsen Verwendung, von denen 18 bis 24 auf je einen Wagen kommen. Sie werden paarweise an hölzerne, raufenartige Joche gebunden, welche ihnen hinter dem Kopf auf den Nacken gelegt werden, so daß sie nur mit dem auffallend stark entwickelten, fast höckerartigen Widerrist ziehen. Die Joche sind ihrerseits wieder an das mehrere Meter lange Zugseil befestigt, das von der Deichsel ausgeht. Zügel giebt es nicht. Der Lenker des Fuhrwerks, der sogenannte Treiber, in der Regel ein schon etwas cultivirterer Eingeborener, der vorn am Wagen auf erhöhtem Sitze thront, leitet die lange Reihe seiner Rinder mittelst einer ellenlangen Peitsche, die aus einer Schnur von der festen Giraffenhaut und einem Bambusstabe besteht und mit Leichtigkeit blutige Verwundungen bewirkt. Die Geschicklichkeit, mit welcher der Kundige dieses ungelente Instrument handhabt und beispielsweise jedes einzelne Thier der Colonne zu treffen weiß, das er zu treffen beabsichtigt, ist ebenso staunenswerth, wie die Ungeheuerlichkeit, die der Neuling an den Tag legt, ergötzlich. Außer dem „Treiber“ ist noch ein „Leiter“, meist ein schwarzer Jüngling, da, der vor dem vordersten Ochsenpaare einher-schreitet, um den Weg anzuzeigen.

Unter diesen Zugochsen muß man sich nun aber nicht Thiere denken wie die unserigen, so schlafmüthig und leidenschaftslos. Es ist eben auch zwischen Ochsen und Ochsen ein Unterschied. Wir haben es hier mit Angehörigen der Wiederkäuerrasse zu thun, die nicht im dumpfen Stall, sondern auf rauher Steppe geboren wurden und aufwuchsen und darum zeitlebens etwas Urwüchsiges, Büffelartiges behalten. Schon ihr Außeres beweist dies: haarscharfe, ein Meter und mehr messende Hörner, wild rollende Augen, zu denen das Löwenartige Gebrüll paßt, das oft ihrem Rachen entfährt, breite, stahlharte Hufe, mit denen sie gern heimtückisch ausschlagen, sowie dicker, haarreicher Schwanz, den sie ebenfalls als kräftige Waffe gegen die, welche ihnen lästig sind, zu gebrauchen verstehen.

Selbstverständlich ist die Behandlung, welche diese störrischen Bestien von Seite der Menschen erfahren, ebenfalls keineswegs zart. Man schlägt sie, bewirft sie mit Steinen, regalirt sie mit Fußtritten, zerzt sie am Schwanz und — was wohl das drastischste Mittel aller Thierbändigerpädagogik ist — beißt sie selbst in den Schwanz. Auf diese Weise bringt man sie zum Gehorsam und zu einer ganz erstaunlichen Leistungsfähigkeit. Stundenlang schleppen sie den Wagen, der meist schon leer ein Gewicht von circa 25 Centner hat, durch die rauhe Wüste bergauf und bergab, vegetiren, wo es die örtlichen Verhältnisse erheischen, tagelang ohne Futter und Wasser und bleiben, wenn die Aufgabe doch ihre Kräfte überstieg, ohne Klage auf dem dürren Boden liegen, den dann ihre gebleichten Knochen ebenso zeichnen, wie die Gebeine des gesunkenen Kameels das Erdreich in der nordafrikanischen Sahara.

Ob dieser Anspruchslosigkeit bei gleich großer Tüchtigkeit werden sie aber auch von den Leuten im Lande, abgesehen von der beregten Strenge im Dienste, hoch gehalten. Ihnen gehört das erste Wasser, auf das man stößt. Ehe ihre abgemagerten Hüften nicht wieder „dickgefressen“ sind, wie man sich ausdrückt, ist an ein Weiterfahren nicht zu denken, und wenn die Welt unterginge. Der Besitz besonders guter Ochsen macht sogar den Betreffenden im ganzen Lande ebenso berühmt, wie bei uns etwa der Besitz edler Rassenpferde. Man treibt Luxus selbst mit der Farbe, indem man in einem und demselben „Gespann“ Ochsen nur lauter rothe oder schwarze oder scheckige Exemplare zu vereinigen sucht. Ja, man rechnet mit ihnen bei allen Plänen wie mit einem Hauptfactor. Da sich die Thiere nicht selten von den Weideplätzen weit verlaufen und dann oft nur nach langer Weile wieder eingefangen werden können, pflegt man beispielsweise allgemein zu sagen: Ich will morgen da oder dorthin fahren, „so di Herre will un die Disse kumm“ (so Gott will und die Ochsen kommen). Man sieht also, daß da unten in der That die Ochsen die Hauptrolle spielen, während dies von manchen anderen Gebieten der Erde wol nur verkleinertlicher Weise behauptet wird.

(Schluß folgt.)

Die Zukunft der Insel Helgoland nach neueren Beobachtungen.

Von Otto Lehmann in Hamburg.

(Mit einer Karte.)

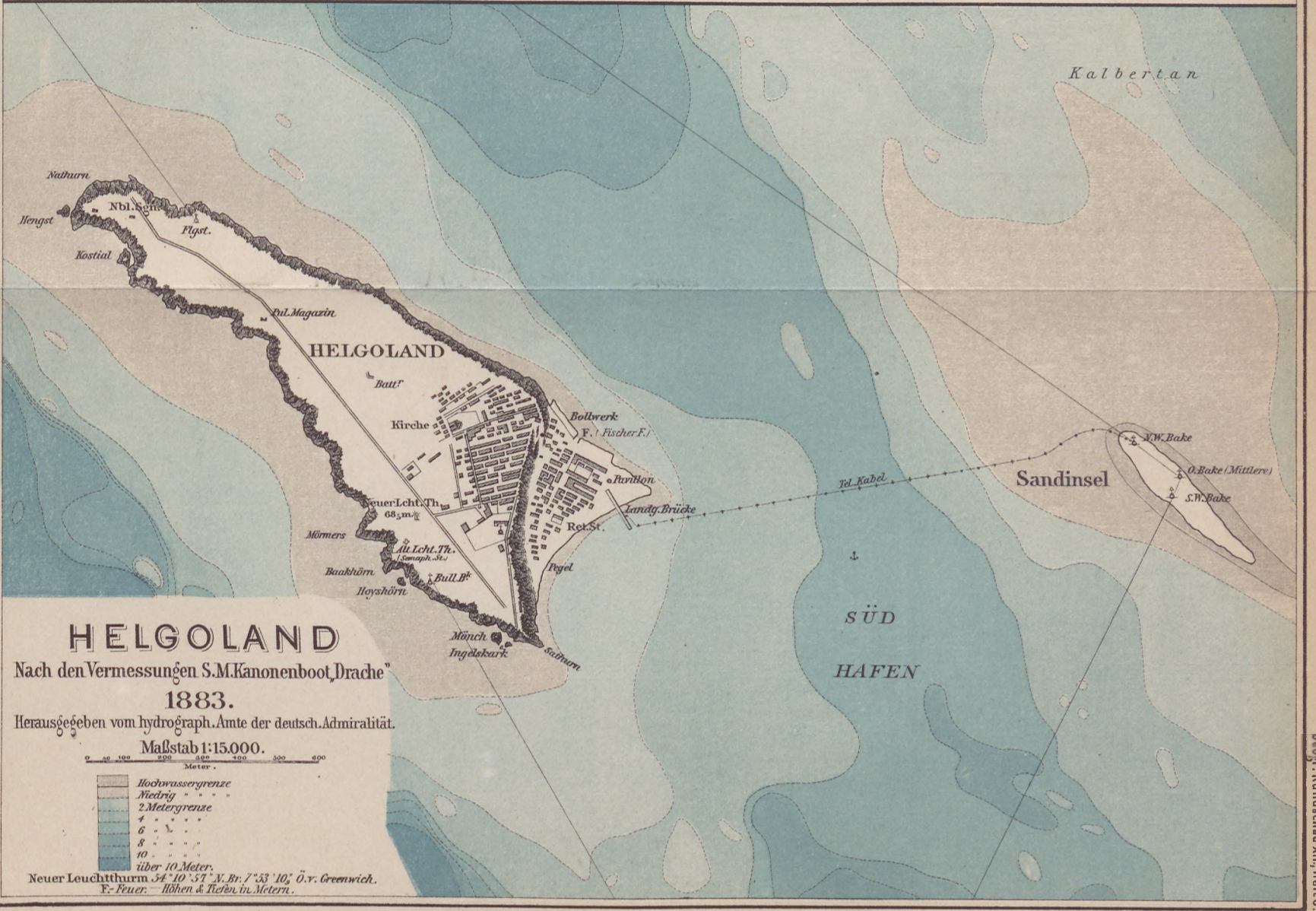
Es ist ein hartnäckiges, ernstes Ringen, dem die Bewohner der Nordseeküsten bereits seit Menschengedenken gegen den Erzfeind ihrer Heimat sich unterziehen, ein heiliger Kampf um das kostbare Erbtheil ihrer Väter. Ein gar grimmer Feind ist es, der ihnen dasselbe streitig zu machen sucht, der immer und immer wieder seine Angriffe erneuert. Dort draußen hinter den Dämmen, den Bäumen und Büschen rings umher liegt er; dort liegt das unermessliche Meer, großend wie ein grimmer Dickbold. Für gewöhnlich liegt es still; aber zuzeiten rafft es sich auf, kommt brüllend und tosend daher mit rollenden Fluten, zerreißt das Land in Stücke, überschwenmt die Inseln, durchbricht die Dämme und begräbt Menschen und Vieh. Tagelang wüthet es oft. Man rettet sich auf Dächer und Bäume, auf Hügel und Kirchtürme. Die

¹ Die beigegebene Karte enthält zunächst im Facsimile eine Darstellung Helgolands vom Jahre 1649, welche die Insel in ihrem allmählich schwindenden Umfange von 800, 1300 und 1640 zeigt; ferner eine Reproduktion der neuesten, nach den Vermessungen des deutschen Kanonenbotes „Drache“ 1883 entworfenen Karte von Helgoland.



Viris Nobilibus, Amplissimis, doctissimis ac prudentissimis Dn. Eberhardo Weidenkopff. Ill. D. Sereniss. Celsitud. Consiliario, ac supremo ducisburgii Gottopienis aegroni,

Et Dn. Eilhardo Schachten, Sereniss. ac Celsissimi Ducis Steswici et Holsatiae, in supremo Dicasterio Gottopienensi secretario, fautoribus suis honorandis, Tabulam hanc simul Chorographicam & Topographicam, per officiosam dedicat. auctor Johannes Mejer. Jussum Reg. Maj. Mathematicus

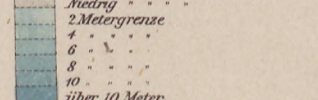


HELGOLAND

Nach den Vermessungen S.M. Kanonenboot, Drache 1883.

Herausgegeben vom hydrograph. Amte der deutsch. Admiralität.

Maßstab 1:15.000.



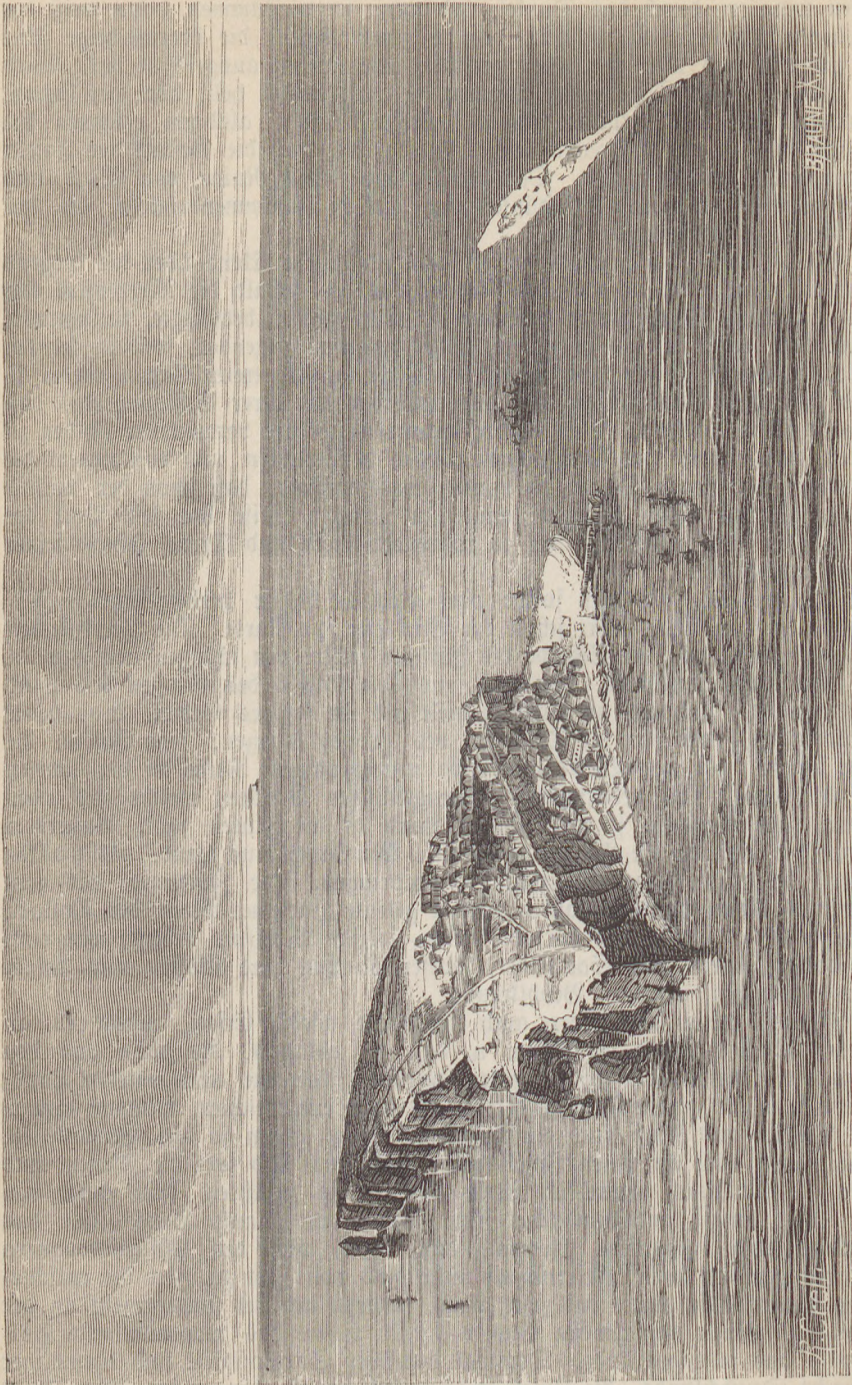
Neuer Leuchtturm 54° 10' 57" N. Br. 7° 33' 10" Ö. v. Greenwich.
 F. Feuer - Höhen & Tiefen in Metern.

Blocken wimmern durch das Dunkel, und wenn sie verstummen, dann weiß der überlebende Theil der Menschheit, daß in jener Gegend die übermächtige Flut alles „Gebild aus Menschenhand“ zerstört, alles Leben ausgelöscht hat. Wird dann nach ein paar Tagen oder Wochen die Luft wieder hell, hört der heftige Sturmwind auf und verläßt sich das große Wasser, alsdann erkennen die Uebriggebliebenen mit Schrecken und Staunen, wie sich die Gestalt der Inseln und der Küste verändert hat. Das Land gleicht einer Ruine, von Wind und Wetter zerrissen, während die Häuser und Kirchen zusammenbröckeln, bis das letzte Gemäuer verschwunden ist.

So oft dies auch geschah, so oft das unsägliche Elend über die Gegend hereinbrach, immer kamen auch die Menschen wieder, sobald die Meeresflut sich wieder zurückzog. Trotz alledem verließen sie nicht ihre vielbedrängte, flutumtoste Heimat. Nie wanderten sie in sichere, höher gelegene Gegenden, sondern kehrten zurück; die breiten Inseln, von denen das Meer zurückgetreten, lagen wieder so lockend über dem Gewässer, so fett und fruchtbar mit ihrer Schlammerde, daß das hohe Gras wucherte. Von neuem begannen sie ihre verwüsteten Felder zu bestellen, von neuem ihre Wohnungen wieder herzurichten und von neuem die hundertmal zerrissenen Deiche zu bauen, wohl wissend, daß schon der nächste Tag ein gleiches Elend bringen kann. In gleicher Weise hat kein Volk der Erde gelitten und gestritten, mit so rührender Liebe und Treue keines seiner Heimat angehangen.

Wie gewaltig die auf solche oder ähnliche Weise herbeigeführten Zerstörungen gewesen sind, lehrt schon ein Blick auf die Karte. Die Zerrissenheit der ganzen Küste von der Schelde bis Zütland liefert den schlagendsten Beweis. Man kann dreist annehmen, daß noch zur Zeit Karl's des Großen das Land der Friesen das Doppelte an Umfang hielt als ihr jetziges Gebiet. Was heute noch übrig ist, sind nur die Trümmer des großen Ganzen; jene Inseln, die sich in langer, nur von Weser und Elbe unterbrochener Reihe an der ganzen Küste hinziehen, sind erbärmliche, dünnengeschützte Brocken, welche sich oben erhielten, als ringsum so viel schönes Land in die Fluten sank. Außerdem wühlten hie und da die Wogen noch tiefe Meerbusen ins Land, als wollten sie gierig bis zum Herzen Deutschlands vordringen. Die Zuidersee, das jetzt wieder nach vielen hundert Jahren trocken gelegte Harlemer Meer, der Dollart, der Jahdebusen: alles, was dort die trübe salzige Meerflut bedeckt, war einst Land voller Fluren und Saatsfelder, Dörfer, Kirchen und Klöster und belebt mit einer kernigen, wackeren Bevölkerung.

Freilich bietet das Meer auch theilweise wieder Ersatz, indem es an gelegenen Stellen Sand, Schlamm u. dgl. m. ablagert, die dann von den Menschen eingedeicht und trocken gelegt werden. Aber die unbedeutende Landgewinnung in den letzten Jahrhunderten, die paar eingedeichten, mühsam erworbenen Polder und Klege sind ein kläglicher Ersatz gegen so viel Versunkenes. Zudem nagen auch an jenen Inselbrocken noch fort und fort die Fluten und werden sie allmählich sämmtlich ihrem Untergange zuführen, dem einige von ihnen schon längst anheimgefallen sind. Denn der „blaue Hans“, wie das gefährliche und trügerische Element, das Meer, von den Küstenbewohnern gemeinhin genannt wird, unternimmt nicht bloß von Zeit zu Zeit die entscheidendsten Sturmläufe gegen das feste Land, sondern arbeitet unausgesetzt an der Zerstörung. Einen schlagenden Beweis hiefür liefert das wogenumtoste Helgoland, das felsengegründete Denkmal deutscher Sorglosigkeit und ehemaliger Ohnmacht Deutschlands, die Insel, welcher sich die Engländer im Jahre 1808



Heligoland und die Düne aus der Vogelperspektive.

bemächtigten und die sie im Frieden behielten, trotz ihrer unvergleichlichen Lage für Deutschland, 56 Kilometer vor der Elbmündung. Sie bietet Belege für die unablässige Zerstörungsarbeit des Meeres; denn nach Lappenberg's Meinung umfaßte die Insel noch im Jahre 1010 ungefähr $\frac{3}{5}$ Quadratmeilen, während jetzt das Oberland nur noch 2300 Schritte lang und 650 Schritte breit, die Sandinsel aber 190 Schritte breit und 540 Schritte lang ist. Bis zum Jahre 1720 bildete die Insel ein Ganzes, wurde aber im genannten Jahre durch eine heftige Sturmflut in zwei Theile getrennt, und besteht jetzt bekanntlich aus dem Felsen, welcher ein schmales, mit der Spitze gegen Nordwest gerichtetes Dreieck bildet, und der östlich von demselben liegenden Sandinsel, der Düne.

Dieses Ereignis, sowie mannigfache Beobachtungen gaben dem Andreeen Siemens Veranlassung, in seiner Schrift „Die Insel Helgoland vor ihrem bevorstehenden Untergange“ die Behauptung aufzustellen, daß die Sandinsel höchstens noch zehn Jahre bestehen könne, da der Sand auf schroff emporstehenden Klippen aufliegt und bei jedem größeren Wellenschlag in die Tiefe gespült werden kann. Glücklicherweise ist die Zerstörungsarbeit des Meeres nicht in der gefürchteten Weise eingetreten. Mehrere kleine Graslandinseln, sogenannte Halligen, welche noch im Jahre 1720 auf den nördlichen Klippen vorhanden waren, sind freilich seitdem verschwunden, auch wurde ein hoher Kreidefelsen, die „Wittklipp“, der ehemals am nördlichen Ende der Sandinsel sichtbar war, an der Stelle, wo einst ein Steinwall von dem Unterland zur Düne hinüberreichte, allmählich unterwaschen, so daß er schließlich zusammenstürzte. Jetzt erinnert nur noch eine bei tiefer Ebbe aus dem Meere hervorragende Klippe an den einstigen hohen Felsen. Und was den Vorstrand selbst betrifft, so war dieser einst bei niedrigem Wasserstand etwa eine Meile breit; jetzt kann er in fünf Minuten überschritten werden.

Uebrigens ist der Felsen an vielen Punkten der Insel mürbe und bröckelig, so daß man den äußeren Rand nicht ohne Gefahr betreten kann; Regen, Frost und Hitze arbeiten mit dem Meere vereint an der Zerstörung der Felsenmasse, und wenn auch in gewöhnlichen Zeiten die Verminderung des Umfanges der Insel unmerklich ist, so treten doch ab und zu bei großen Sturmfluten die Folgen der allmählich fortschreitenden Zersetzung offener zu Tage. So stürzte vor mehr denn fünfzig Jahren bei einem fürchterlichen Sturme der sogenannte „große Mönch“ zur Hälfte ins Meer, auch löste sich ein Theil des Klippenrandes da, wo die Insel am höchsten ist, ab und rollte mit donnerähnlichem Getöse in die Tiefe. Nach den auf Grund verschiedener Messungen und Beobachtungen angestellten Berechnungen des dortigen Baderztes Dr. E. Lindemann hat der Felsen an der Westseite in den letztverfloffenen 40 Jahren etwa $1\frac{1}{2}$ bis 2 Meter, das ist 5 Centimeter im Jahre, abgenommen. Im ganzen sind in der Zeit von 1845 bis 1887 neun Felspfeiler (stacks) und zwei Fels-thore (gates) untergegangen und letztere in Felspfeiler verwandelt worden. Dagegen scheint die Düne in den letzten Jahren eine geringe Zunahme zu erfahren, da die Bewohner, die hohe Bedeutung derselben für das Seebad würdigend, an schönen Wintertagen für ihren Schutz durch Anpflanzung von Buschwerk und Aufwerfen von Hügeln Sorge tragen.

Eine von demselben Herrn aufgestellte Sterbestatistik ergibt, daß der Gesundheitszustand der Helgoländer, verglichen mit dem des vorigen Jahrhunderts, ein viel günstigerer geworden ist. Denn in den 25 Jahren von 1763 bis 1787 betrug die Sterbeziffer bei annähernd gleicher Einwohnerzahl (durchschnittlich 2000) jährlich 50 gegen 30 Seelen in dem Zeitraum von 1863 bis 1887. Hervorzuheben ist, namentlich im Gegensatz zu dem großen Temperatur-

schwankungen ausgefetzten Continentalclima, das gleichmäßige Seeklima von Helgoland. Im Spätherbst ist Helgoland, verglichen mit den meisten Städten Deutschlands, der wärmste Ort des nördlichen Europa, dessen hohe Spätherbsttemperatur mit der von Bozen, Meran und Montreux auf einer Stufe steht.

Die heutige Chinesenfrage in Amerika und Australien.

Nach englischen und französischen Quellen von Dr. G. Zacher.

Die großartigen Dimensionen, die heutzutage die Einwanderung nach Amerika und Australien von der alten Welt her angenommen hat, haben in den letzten Jahren in den hauptsächlich von dem Auswanderungsstrom angefüllten Ländern bei der dortigen einheimischen Bevölkerung und den betreffenden Regierungen den Anlaß zu Gegenmaßregeln gegeben, deren Schreide sich immer schärfer gegen diese unaufhörliche Einströmen fremder Elemente in die dortigen Staatskörper wendet. Vergleichen wir diese Abschließungsversuche der nordamerikanischen und australischen Regierungen mit den Verhältnissen vor ungefähr 30 Jahren, wo noch jeder kräftige und arbeitame Auswanderer in seiner neuen Heimat mit offenen Armen aufgenommen wurde, so liegt wol die Frage nahe, woher dieser Umschwung in den Verhältnissen der heutigen Auswanderungsfrage zu erklären sei. Es läßt sich doch nicht annehmen, daß innerhalb dieser kurzen Zeit die unendlichen Flächenräume Amerikas und Australiens schon so überfüllt wären, daß für neue Ankömmlinge kein Platz mehr zu finden und daß diese reichen jungfräulichen Länder nicht imstande wären, eine viel bedeutendere Volksmenge als augenblicklich zu ernähren. Eine Zusammenstellung der noch unbebaut liegenden Landstrecken und der ungeheuren Naturreichthümer dieser beiden Erdtheile läßt eine solche Annahme in Nichts zerfallen und wir sehen uns genöthigt, nach anderen stichhaltigeren Gründen uns umzusehen. Es bietet sich unserem Auge eben in diesen Staaten der scheinbar unergründliche Widerspruch dar, daß auf der einen Seite über den Mangel an billigen Arbeitskräften zur Aufschließung weiterer Landstriche geklagt wird, hauptsächlich in Brasilien nach der Aufhebung der Sklaverei im Jahre 1888, und daß auf der anderen Seite gerade dieselben Staaten eine Anzahl von Gesetzesmaßregeln gegen die vermehrte Einwanderung aus Europa und Asien ergriffen haben.

Man darf dabei allerdings nicht vergessen, daß bei der raschen Bevölkerungszunahme in der neuen Welt diese Staaten heute schon über eine eingeborene, nationale Bevölkerung verfügen, die stolz auf ihre durch angestrengteste Mühe und Arbeit erworbenen Reichthümer und Rechte, dieselben nicht mehr so ohneweiters mit den oft nicht ganz sauberen Elementen der europäischen oder asiatischen Einwanderung theilen mögen. Auch heute gilt ja Amerika und Australien als der alles verschlingende Abzugsanal für den Ueberfluß und auch Auswurf der europäischen Gesellschaft, haben ja doch die Untersuchungen von Seiten der amerikanischen Regierung über die Behandlung der Auswanderer verhältnisse in Europa die angenehme Thatfache zutage gefördert, daß, besonders in Deutschland, sich größere Gesellschaften förmlich damit abgeben, gänzlich mittellose Leute oder gar mehrfach abgestrafte Verbrecher, die das eigene Vaterland gern loswerden möchte, nach Amerika zu exportiren, indem sie denselben kostenfrei Billete für die Ueberfahrt besorgen. Daß der Amerikaner und ebenso auch der Australier gegen einen solchen Zuwachs, der ihm sowol

in pecuniärer wie in moralischer Hinsicht unerwünscht sein muß, durch eine strengere Controle der Einwanderung zu schützen sucht, ist wol nicht mehr als selbstverständlich. So bestimmen zwei Bills vom Februar 1889, daß das Betreten des amerikanischen Bodens jedem Geisteschwachen, Unbemittelten, Socialisten, Anarchisten, Polygamen oder Verbrecher unbedingt verboten ist. Ebenso jedem, der sich zur Bezahlung der Ueberfahrt auf einen Arbeitscontract im Vorhinein gebunden hat. Auch muß jeder Ankömmling eine Taxe von 5 Dollars pro Kopf bezahlen und darf jedes Schiff nur einen Passagier auf je 5 Tonnen seines amtlich festgesetzten Tonnengehalts ans Land setzen. Uebertretungen dieser Bestimmungen ziehen eine Geldstrafe von 500 bis 1000 Dollars oder Gefängnis bis zu drei Jahren nach sich. Auch hat jeder Auswanderungslustige sich, um dem Vertreter der amerikanischen Regierung Gelegenheit zu geben, sich über seine Unbescholtenheit und Eignung zum zukünftigen amerikanischen Staatsbürger zu unterrichten, bei dem nächsten amerikanischen Consul innerhalb seiner Heimat 3 Monate vor seiner Abreise zu melden. Und ferner bestimmt die zweite Bill, daß jeder Einwanderer erst nach 5 Jahren und wenn er im englischen Text die amerikanische Constitution lesen kann, amerikanischer Staatsbürger werden darf. Die sogenannte „Amerikapartei“ der Republik will diese Zeit sogar auf 14 Jahre erhöht wissen.

Diesen Maßnahmen wird kein billig denkender Mensch ihre Berechtigung abprechen, umso mehr muß man aber über die Rücksichtslosigkeit erstaunen, mit der trotz der bestehenden Verträge mit China nicht nur Nordamerika, sondern auch die englischen Colonien in Australien gegen die chinesische Einwanderung Front machen. Dieser eigenthümlichen „Chinesenfrage“ wollen wir im Folgenden in ihren Ursachen und Wirkungen näher zu treten suchen.

Die Einwanderung von Chinesen nach Nordamerika darf man etwa vom Jahre 1835 datiren, und Californien war das erste Ziel dieser wenigen Söhne des himmlischen Reiches. Selbst die Entdeckung der dortigen Goldfelder vermehrte anfangs den Zuzug dieser Fremdlinge nicht wesentlich, und erst 1868, als die amerikanische Regierung von der chinesischen die Eröffnung Chinas für ihre Unterthanen erzwang, beginnt diese Einwanderung auch seitens der Chinesen an Zahl zuzunehmen, zumal in dem Vertrage auch die Regierung von Washington ihrerseits den Unterthanen des himmlischen Reiches freien Eintritt in die Vereinigten Staaten gewährleistete, sogar unter dem Vorzug der Meistbegünstigung.

1853 wanderten nur 42 Chinesen ein, 1854 allerdings auf einmal 13.000, doch nahm diese durch die damaligen Verhältnisse verursachte Masseneinwanderung rasch ab, so daß 1863 bis 1868 die Durchschnittsziffer sich auf etwa 2500 Seelen stellte. 1868 landeten aber schon 10.684 Chinesen in den Vereinigten Staaten, 1869 sogar 14.902. Dann geht die Zahl wieder zurück, um sich 1873 auf 14.158, 1874 auf 16.651, 1875 auf 19.033, 1876 auf 16.879 zu heben. Nach einem nochmaligen vierjährigen Rückgang weisen die Jahre 1881 und 1882 die enormen Ziffern von 20.711 und 35.614 chinesischen Einwanderern auf. Eine solche Masseneinwanderung wäre aber kaum denkbar, wenn dieselbe nicht in planmäßiger Weise geleitet würde, wie dieses auch wirklich der Fall ist. Ganz wie in Europa bestehen auch in China Auswanderungsgesellschaften, die dem Unbemittelten die Kosten der Ueberfahrt vorstrecken. Ein besonders schwunghaftes Geschäft in Europa haben einige italienische Auswanderungsunternehmer in den letzten Jahren betrieben, die in ihrem ursprünglichen Vaterlande, hauptsächlich Süditalien, durch zahlreiche Agenten und durch alle möglichen erlaubten und unerlaubten Mittel es verstanden haben, im Laufe des

Jahres 1887/88 (Juni bis Juni) nicht weniger als 51.000 ihrer unwissenden und auch keineswegs fleißigen Landsleute nach Amerika hinüber zu locken. Die italienische Regierung sucht diese Auswanderung aus den südlichen, ohnehin menschenarmen Provinzen zwar zu verhindern, aber die goldenen Versprechungen der Agenten zeigen sich mächtiger als alle Bemühungen der Regierung, diese armen verführten Leute eines Besseren zu belehren. Die Gesellschaft zahlt für den einzelnen Mann 115 Fr. für die Ueberfahrt und verschafft ihm auch, bis er die ihm allerdings mit 250 Fr. berechneten Unkosten der Gesellschaft abgezahlt hat, Arbeit. Hat er aber den letzten Franc seiner Schuld abgetragen, dann kann der durch die angestrenzte Arbeit und das ungewohnte Klima meist schon kranke Auswanderer selbst zuschauen, wie er sich weiter hilft, denn die Gesellschaft kümmert sich nicht ferner um ihn. Ganz anders die chinesischen Unternehmer. Erstens ist der Chinese von Hause aus ein fleißiger und ausdauernder Arbeiter, auch vermöge seines robusten Körpers dem Wechsel des Klimas in höherem Grade gewachsen als der Italiener. Auch nehmen die chinesischen Auswanderungsgesellschaften, deren es, entsprechend den sechs großen Gouvernementsdistricten, in die ganz China zerfällt, auch sechs giebt, unfähige Leute gar nicht an. Der Hauptunterschied in diesen Unternehmungen gegenüber den europäischen besteht darin, daß nach erfolgter Landung diese Gesellschaften, auch wenn ihnen von den Auswanderern der Ueberfahrtspreis bereits lange gezahlt, sich auch später um das Wohl ihrer von ihnen beförderten Landsleute eifrig bekümmern, ihnen Arbeit besorgen, sie in Krankheitsfällen unterstützen, ihr Interesse bei Streitigkeiten im Auslande wahrnehmen etc. Dafür erhalten sie allerdings von ihren Schützlingen $2\frac{1}{2}$ Procent von allem, was diese verdienen. 1876 zählten diese sechs Compagnien ungefähr 150.000 Mitglieder, und man kann sich vorstellen, welch ein Uebergewicht eine solche auf gegenseitigen Vortheil begründete straffe Verbindung den Mitgliedern gegenüber anderen Einwanderern verschaffen muß. Dieser Gang zu Gesellschaftsgründungen liegt überhaupt in dem Charakter einiger Nationen, so der Russen und Chinesen. Innerhalb dieser sechs großen Gesellschaften bilden sich noch kleinere. Eine gewisse Anzahl Chinesen vereinigen sich, und zwar meist aus verschiedenen Geschäftszweigen, und begründen eine kleine Gesellschaft, an die eine bestimmte monatliche Abgabe von dem Einzelnen an eine gemeinsame Cassé abzuliefern ist. Wenn dieses Capital eine bedeutendere Höhe erreicht hat, wird dasselbe einem, dem fähigsten von allen Theilnehmern, zur Verwaltung übergeben, der dasselbe in einem Handelsunternehmen anzulegen hat. Währenddessen wird der monatliche Beitrag ruhig weiter gezahlt und der aus dem Handelsgeschäfte sich ergebende Verdienst zu gleichen Theilen von dem Bevollmächtigten an die Mitglieder vertheilt. Ist ein zweiter ähnlicher Fonds aus diesen Monatsbeiträgen erwachsen, so wird derselbe, ebenso wie der erste, einem anderen Mitgliede übergeben, der denselben gleichfalls in irgend einem Handelsunternehmen verwerthet, und dieses Verfahren wird solange fortgesetzt, bis jedes Mitglied über die Verwaltung eines solchen Fonds zu verfügen hat. Ein solches System kann natürlich nur auf gegenseitiges Vertrauen der Mitglieder untereinander sich aufbauen, und die großartige Ausdehnung der praktischen Verwerthung desselben zeigt eben, daß Chinesen, untereinander wenigstens, von einer fast beispiellosen Ehrlichkeit sind und daß sie sich ganz verschieden von den weißen Einwanderern in der Fremde zum eigenen Schutze nur umso fester zusammenschließen. Welch ungeheure Summen auf diese Weise in chinesische Hände gelangen, kann man aus den Bankausweisen von 1853 bis 1878 erschen, wonach nicht weniger als 180 Millionen Dollars von Chinesen in ihr Vater-

land aus den Vereinigten Staaten allein als Ersparnis theils geschickt, theils mitgenommen wurden. Der Chinese colonisirt das Land, in dem er sich aufhält, eben nicht in unserem Sinne, ihn beherrscht nur der eine Gedanke, möglichst rasch und möglichst viel Geld zusammenzuraffen, um baldigst wieder in seine Heimat zurückzukehren. Und diese beiden Punkte, erstens die günstigere Lage der chinesischen Auswanderer infolge der Durchbildung des oben geschilderten Genossenschaftswesens und dann die Entziehung des ersparten und erarbeiteten Capitals und der nur vorübergehende Werth der chinesischen Einwanderung sind wol die Hauptgründe für den blinden Haß der Australier und Amerikaner gegen dieses Mongolenvolk.

Es berührt das menschliche Gefühl eigenthümlich und zeigt uns unverhüllt den crassen, kalten Egoismus, wie er speciell dem amerikanischen und australischen Nachkommen der angelsächsischen Rasse angeboren zu sein scheint, wenn man sich vergegenwärtigt, daß die Herbeiziehung der chinesischen Kulis in größeren Massen nach San Francisco, Australien, Neu-Seeland, Canada u. s. w. das Werk der weißen Bevölkerung selbst gewesen ist, die jetzt mit allen, selbst gewaltsamen Mitteln den verhassten Fremdling aus ihrem Lande drängen will. Daß der Chinese in jenen für den weißen Mann oft ganz unbewohnbaren Gegenden seine ungeheure und dabei so billige Arbeitskraft bei dem Bau von Eisenbahnen, Canälen und Verkehrswegen, bei dem Bergbau und der Urbarmachung des Bodens in den Dienst der weißen Bevölkerung stellte, sich für sie abmühte und ganze große Landstrecken für die Verhältnisse und Bedürfnisse der weißen Ansiedler erst bewohnbar machte, das alles fand derselbe ganz natürlich und selbstverständlich. Als nun aber auch der Chinese von den Vortheilen dieser von ihm geleisteten Culturarbeit seinen Antheil beanspruchen wollte, fand der weiße Colonist dieses Begehren seines gelben Nebenmenschen, der ja für seine gelieferte Arbeit bezahlt und demnach abgefertigt war, anmaßend, und plötzlich kam man zu der ganz neuen Ansicht, daß der Chinese als Vertreter einer von der europäischen, besonders der angelsächsischen Civilisation abweichenden Cultur, als Abkömmling einer fremden Rasse eine unberechenbare Gefahr für die auf amerikanischen und australischem Boden aufblühende europäische Cultur sei, die man im Interesse der Erhaltung letzterer mit allen Mitteln bekämpfen müsse. Die Amerikaner scheuten sich auch gar nicht, auf die unbedingt anerkannte Superiorität der weißen Rasse gegenüber allen anderen hinzuweisen, ein Dogma, das denn doch nicht so ganz unbestritten als wahr und unumstößlich gilt. Vor allem hatten sie aber den gewaltigen Umstand vergessen oder übersehen, daß der Sohn des himmlischen Reiches ungestört fast ein halbes Jahrhundert in ihrem Lande gelebt, gearbeitet und sich bedeutendes Vermögen erworben hatte. Dadurch konnte er gefährlich werden und das mußte verhütet werden und daher die ungeheuren Anstrengungen der Amerikaner und Australier, den Eindringling aus ihrem Land zu schaffen. So ist die Entwicklung der Chinesefrage in den Vereinigten Staaten, in Canada und in Australien vor sich gegangen, allerdings mit localen Nuancirungen und Abwechslungen, die wir im Folgenden unseren Lesern vorführen wollen, um daraus die wirklichen Ursachen und Gründe dieses erbitterten Völkerkampfes an der Hand der Thatfachen abzuleiten.

In den Vereinigten Staaten, wo schon Anfangs der Siebzigerjahre in San Francisco, dem Haupteinwanderungsplatze der chinesischen Kulis, die ersten Chineseheken ins Werk gesetzt wurden, nahm diese Bewegung gegen Ende des vergangenen Jahrzehntes immer größere Ausdehnungen an. Ein amerikanischer

Minenbesitzer schreibt an Herrn Jones, einen der Vertreter des Staates Nevada im Senate: „Wenn die Einwanderung fort dauert, so werden Sie bald keine amerikanische Civilisation haben; die chinesische wird an ihre Stelle treten.“ Nicht nur in der Presse, sondern auch in großen Meetings wurde im Staate Californien von Seiten der weißen Arbeiterbevölkerung auf die unbedingte Ausschließung chinesischer Arbeiter vom amerikanischen Boden hingearbeitet, und wem es bekannt ist, mit welchen Mitteln bei der letzten Präsidentenwahl von den beiden großen Parteien um die Besetzung des obersten Beamtenpostens der Republik gekämpft worden ist, der wird sich nicht wundern, daß sogar die beiden Bewerber um diese Stellung, Präsident Cleveland und General Harrison, es nicht verschmähten, auf Kosten der unbeliebten Chinamänner ihre Popularität zu vergrößern und zu festigen. Cleveland, in seiner Eigenschaft als noch amtierender Präsident, dessen Aufgabe bis zu seiner Amtsniederlegung ja auch die Aufrechterhaltung der bestehenden Verträge mit den auswärtigen Mächten war, versprach in seinem Wahlmanifest nur, für den Schutz der einheimischen Arbeiter vor der „unintelligenten“ fremden Concurrnz eintreten zu wollen. Harrison, noch durch keine Rücksichten nach irgend welcher Seite gebunden, drückte sein Versprechen schon deutlicher in den Worten aus, daß er dafür sorgen wolle, die ausländischen Staaten an der Abschiebung ihrer unbemittelten oder gesehlich bestraften Unterthanen nach Amerika zu verhindern. So allgemein diese Versprechungen auch klangen, waren lediglich die Chinesen damit ins Auge gefaßt. Zum erstenmale sah sich auf das Andrängen der weißen Bevölkerung hin die amerikanische Regierung aber schon vor dieser Zeit genöthigt, die Chinesenfrage auf diplomatischem Wege zu behandeln. Am 17. November 1880 wurde auf Initiative der amerikanischen Regierung ein Vertrag in Peking unterzeichnet, nach welchem den Vereinigten Staaten das Recht zustehen sollte, die Einwanderung und Niederlassung chinesischer Arbeiter in ihr Territorium zu regeln, zu beschränken oder zeitweilig zu verbieten, falls die Rücksichten auf die eigene Bevölkerung es erfordern sollten. Von einem unbedingten Verbot derselben ist aber darin keine Rede. Vielmehr blieben für die zur Zeit der Abfassung des Vertrages in den Vereinigten Staaten lebenden Chinesen die vortheilhaftesten Bestimmungen der Abmachungen des Jahres 1868 in Kraft, wonach die Chinesen alle Rechte einer der meistbegünstigten Nation für sich beanspruchen durften. Dieser Vertrag wurde am 5. October 1881 veröffentlicht, ohne jedoch von der amerikanischen Regierung sofort in Kraft gesetzt zu werden. Diese Zeit benutzten demnach die Chinesen, um in noch größeren Mengen nach den Vereinigten Staaten einzuwandern, bis auf das immer ungestümere Drängen der antichinesischen Presse und Arbeiterpartei die Regierung sich gezwungen sah, durch das Gesetz vom 6. Mai 1882 das vorläufige Verbot der Einfuhr chinesischer Arbeiter anzuordnen.

Die unmittelbare Folge dieser Maßregel war die auffallende Verminderung der chinesischen Einwanderung in den nächstfolgenden Jahren. 1883 betraten nur 381 amerikanischen Boden, 1884 84, 1885 57, 1886 8 und 1887 28. Auf der anderen Seite nahm aber die Rückwanderung entsprechende Verhältnisse an und schwankte in diesen Jahren zwischen 10.000 und 17.000 jährlich.

Aber auch mit diesem thatsächlich fast gänzlichen Aufhören der Chinesen einwanderung begnügte sich der amerikanische Volksgeist nicht, so daß die Regierung, die wol in keinem Lande der Welt so abhängig von den jeweiligen Launen ihrer Auftraggeber ist, wie in den Vereinigten Staaten, es für angemessen fand, bei der chinesischen Regierung entsprechende Schritte zu thun,

um bei derselben das endgiltige Verbot der Einwanderung chinesischer Unterthanen nach Amerika zu erwirken.

Am 12. März 1888 verhandelte und unterzeichnete der Staatssecretär des Auswärtigen, Bayard, mit dem chinesischen Minister in Washington einen Vertrag, in welchem man nach einer Einleitung, worin China wegen der bedauerlichen Reibungen und Unzuträglichkeiten zwischen seinen Unterthanen und denen der Unionstaaten es für wünschenswerth erachtet, die Einwanderung gänzlich zu verbieten, sich über folgende Punkte einigte: 1. Die Einführung chinesischer Arbeiter ist für die Dauer von 20 Jahren verboten, mit Ausnahme derjenigen, die ihre gesetzliche Frau, ihr Kind oder Vater oder Mutter oder schließlich Besitz oder Forderungen von mindestens 1000 Dollars Werth in den Vereinigten Staaten haben. Ferner erstreckt sich das Verbot auch nicht auf Künstler, Handwerker, Beamte der chinesischen Regierung, Kaufleute, Reisende und Studierende. Die zur Zeit in den Unionstaaten ansässigen Chinesen sollen alle Rechte einer meistbegünstigten Nation genießen, ohne aber den Anspruch auf schließliche Naturalisirung zu erlangen. Außerdem zahlt die amerikanische Regierung an die chinesische für die infolge der Chinesenheken vorgekommenen Beschädigungen an Person und Besitz chinesischer Unterthanen eine einmalige Abfindungssumme von 276.619 Dollars. Dieser Vertrag sollte 20 Jahre in Kraft bleiben, und falls er nicht 6 Monate vor seinem Ablauf von einem der Contrahenten gekündigt sein würde, noch weitere 20 Jahre.

Damit schien das amerikanische Cabinet und auch das Volk am Ziele seiner Wünsche angelangt, als die unverständige und unverschämte Forderung einiger der lautesten amerikanischen Parlamentschreier darauf drang, daß selbst den zur Zeit in Amerika, wenn auch mit Familie ansässigen Chinesen, falls sie einmal den amerikanischen Boden, sei es auch nur, um wieder einmal ihrem Vaterlande einen Besuch abzustatten, verlassen hätten, die Rückkehr unter allen Umständen zu verbieten sei. Man forderte also ganz einfach die unbedingte Ausschließung der Chinesen vom amerikanischen Boden.

Das jetzt folgende Benehmen der amerikanischen Regierung und der amerikanischen Volksvertreter verdient seiner Würdelosigkeit und Planlosigkeit halber wol eine nähere Beleuchtung. Als man bis zu diesem Punkte in den schon so hoch gespannten Forderungen an China gegangen war, mußte natürlich dieses neue Verlangen des unersättlichen Yankee der chinesischen Regierung aufs neue unterbreitet werden, und man war sich wohl bewußt, schon bevor man dem chinesischen Cabinet dieses Ansinnen machte, daß man daraufhin nichts weiter als eine runde und glatte abschlägige Antwort verdiente. Was wollte denn eigentlich der Amerikaner nun noch für Garantiever sicherungen seitens Chinas, nachdem ihn eine Berücksichtigung der Thatfachen zur Genüge belehren konnte, daß bei dem fast gänzlichen Aufhören der Einwanderung seit 1882 und der in umgekehrtem Verhältnis sich steigenden Auswanderung binnen wenigen Jahren ganz Amerika von Chinesen gesäubert sein mußte? Aber die neue Präsidentenwahl nahte ja heran und da hieß es natürlich für alle Parteien, mit allen Mitteln das Wettrennen um die Volksgunst zu beginnen, und worüber konnte man, ohne Gefahr, irgendwo bei den Wählern Anstoß zu erregen, pathetischer, salbungsvoller und erfolgreicher reden, wenn nicht über die ungeheure Gefahr, in die das Vaterland durch die Einwanderung der Chinamänner gerathen sei. Daß man dabei die bestehenden Verträge mit China, die Humanität und die eigene Würde in den Staub trat, das verschlug nichts dabei, wenn man nur den eigenen Candidaten auf den Präsidentenstuhl brachte und sich selbst seinen

Repräsentantensitz oder Platz im Senat auf billige Art aus dem Wahlkampf rettete.

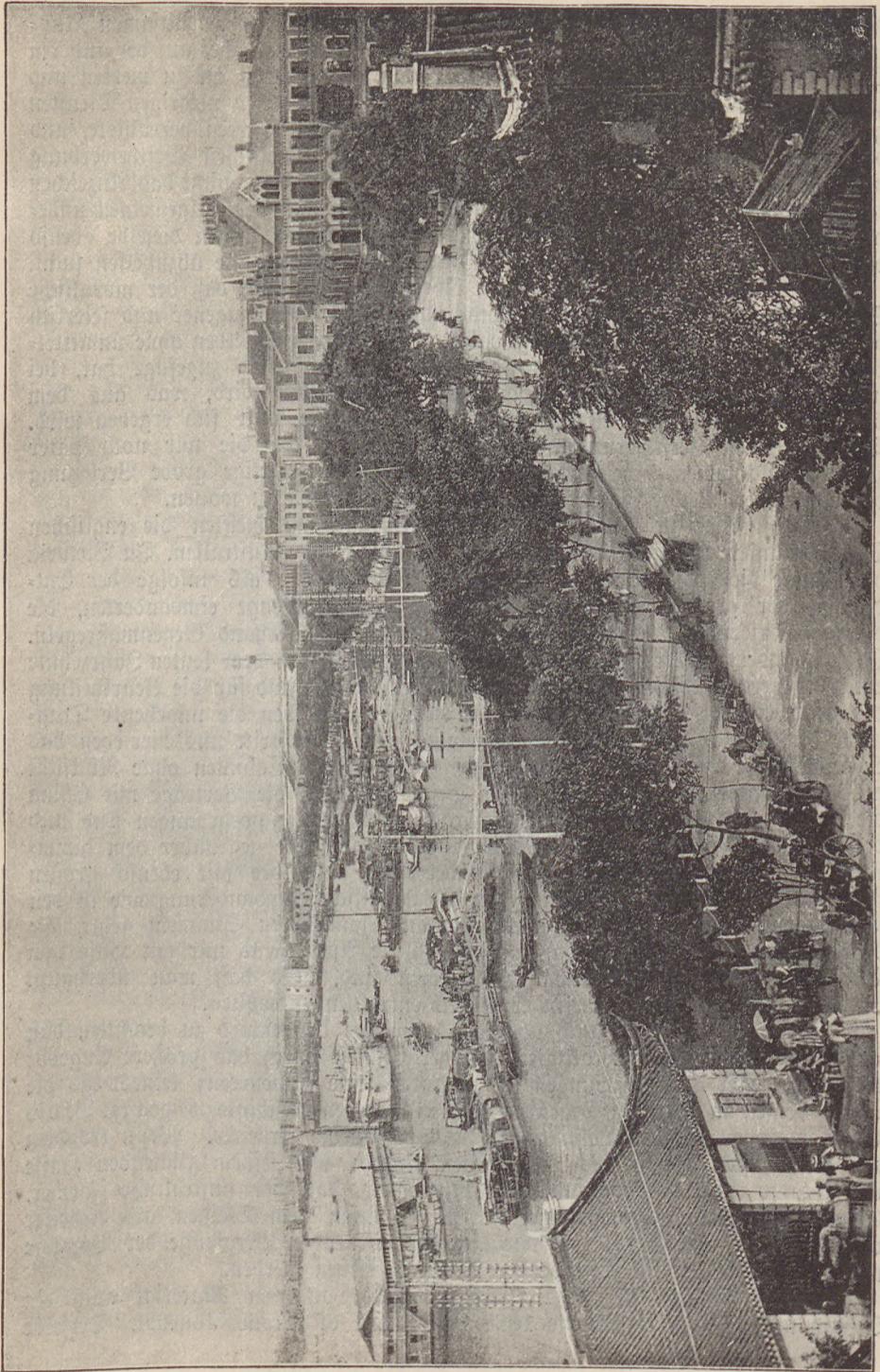
Man erwartete also von China eine Abweijung, und wirklich verbreitete sich auch schon am 31. August die zwar nicht amtliche Nachricht vom Eintreffen einer solchen und eine Verweigerung der Ratification jenes Vorschlages. Das war für die demokratische Partei eine Gelegenheit, wie sie gar nicht besser gedacht werden konnte und — „time is money“ — noch bevor die amtliche Antwort der chinesischen Regierung recht anlangen konnte, stellte ein demokratischer Abgeordneter den Antrag, daß man diesen von der chinesischen Regierung verworfenen Forderungen des amerikanischen Volkes Gesetzeskraft beilege. Und so furchtjam benahm sich die ganze amerikanische Volksvertretung vor ihrem Gözen,



Wettrennen von Indianern. (Zu S. 269.)

ihren Wählern, daß auch nicht eine einzige Stimme sich gegen diese allem Völkerrecht hohnsprechende Bill, weder im Repräsentantenhaus am 3. September, noch im Senate erhob, wo dieselbe am 7. September einstimmig durchging.

Dabei wußte man aber noch nicht einmal, was für eine Entscheidung die chinesische Regierung getroffen hatte, denn erst am 6. September erhielt die amerikanische Regierung von ihrem Vertreter aus Peking Nachricht, daß China seine Entscheidung in dieser Frage noch von der Aufstellung genauerer Untersuchungen abhängig mache. Es hätte also wol alles ganz ohne diese beleidigende Provocation zu beiderseitiger Zufriedenheit geregelt werden können, wenn nicht die tiefgehende und allgemeine Aufregung der Wahlcampagne selbst den sonst so nüchternen und berechnenden Blick des Amerikaners getrübt hätte. So hat man allerdings der chinesischen Einwanderung ein energisches Halt geboten, dafür aber auch dem neuen Präsidenten und seiner Regierung eine Verlegenheit gegenüber China geschaffen, aus der er sich herauszuziehen aller Klugheit be-



Der „Bund“ von Schanghai.
Aus H. S. Meyer „China.“

dürfen wird. Die Löhne haben sich wol auch seit dieser gewaltjamen Ausschließung der Chinesen in den westlichen Staaten gebessert, aber auf der anderen Seite fängt man auch schon den Mangel an billiger Arbeit an zu merken und zu beklagen. Der amerikanische Arbeiter läßt sich nicht zu so niedrigen Diensten gebrauchen, wie der Chinese sie für billigen Lohn ohne Murren verrichtete, und daher hat sich seine Lage trotz des Wegfalls der chinesischen Wettbewerbung nicht wesentlich geändert. Auch hier sind die niedrigen Löhne nicht das Anzeichen einer durch die Concurrenz erfolgten Lohnreduction, sondern der allgemeinen unbefriedigenden Geschäfts- und Verdienstverhältnisse der Union, denen dieselbe ebenso vergeblich wie die europäischen Staaten durch hohen Schutzzölle abzuhelfen sucht.

Nicht vergessen aber darf es die amerikanische Nation, daß der moralische Schaden, den sie sich durch die Nichtachtung selbst eingegangener und feierlich beschworener Verträge, durch die gewaltjame Zerreißung derselben ohne unmittelbar zwingende Gründe, bei allen anderen Nationen selbst zugefügt hat, bei weitem alles Unangenehme und Nachtheilige übertreffen wird, was aus dem übereilten Vorgehen der Amerikaner in diesem Punkte sonst sich ergeben wird. Denn nach den Versicherungen des Marquis Tsing, auf die wir noch später zu sprechen kommen, scheint China keineswegs eine derartige grobe Verletzung der verbrieften Rechte seiner Unterthanen ferner dulden zu wollen.

Nächst Amerika ziehen in der Chinesenfrage am meisten die englischen Colonien unsere Aufmerksamkeit auf sich, an ihrer Spitze Australien. In Victoria beschäftigte diese Angelegenheit bereits im Jahre 1851, als in Folge der Entdeckung der großen Goldlager Chinesen in großer Menge einwanderten, die dortige Regierung, und schon damals griff man zu allerhand Gegenmaßregeln. In den anderen Colonien nahm diese Bewegung erst in dem letzten Jahrzehnte einen rascheren Verlauf. Die australischen Verhältnisse sind für die Beurtheilung der Chinesenfrage besonders interessant, weil sie uns eben die ungeheure Tragweite derselben in internationaler Beziehung zeigen. Es tritt uns hier eben das eigenthümliche Verhältniß entgegen, daß die englischen Colonien ohne Rücksicht auf ihr Mutterland, dem nach jeder Seite hin durch die Verträge mit China die Hände gebunden sind, in dieser Frage eigenmächtig vorgegangen sind und dadurch Großbritannien in die denkbar ungünstigste Lage gegenüber dem himmlischen Reiche gebracht haben; daß andererseits trotz der fast ebenso großen Rücksichtslosigkeit im Verfahren gegen die chinesische Einwanderung wie in den Vereinigten Staaten, es doch auch nicht an besonneneren Stimmen fehlt, die darauf aufmerksam machen, daß gewisse Theile Australiens nur mit Hilfe von Chinesen urbar und bewohnbar zu machen sind, und daß man überhaupt unklug handle, gänzlich chinesischer Arbeit entrathen zu wollen.

Dann ist hier aber auch noch der gewaltige Unterschied zu beachten, daß mit Ausnahme einiger Localitäten, wo der Chinese durch das größere Angebot weißer Arbeiter dazu gezwungen ist, er durch seine Concurrenz keineswegs die Löhne drückt, in manchen Gegenden und in manchen Geschäftszweigen (z. B. als Gärtner) sogar höheren Lohn erzielt, als der weiße Arbeiter. Wenn trotzdem der letztere den Sohn des himmlischen Reiches mit seinem glühenden Haffe verfolgt, so liegt das wol hauptsächlich darin, daß der australische Farmer, Eisenbahningenieur, Minenbesitzer u. d. Chinesen dem Weißen als Arbeiter vorzieht, und mit Recht, wie wir aus dem folgenden Vergleiche der Vorzüge und Mängel beider sich befehender Arbeiter ersehen werden.

Sehr lehrreich für diesen Zweck ist unter anderem Material auch ein Aufsatz in dem Novemberhefte 1888 des Board of Trade Journal. Derselbe

enthält eine detaillirte Schilderung der Vorzüge und Mängel der chinesischen Arbeit, und glauben wir gut daran zu thun, da er aus einer gemäßigten Feder zu stammen scheint, denselben hier im Auszuge mitzutheilen, der durch den Inhalt einer Depesche des Premiers von Melbourne an Lord Salisbury vom 11. April 1888 durchaus bestätigt wird:

Der Chineser kommt meistens nur allein, ohne Frau oder Familie, nach dem Ausland und nur selten mit der ausgesprochenen Absicht, sich dauernd niederzulassen; selbst an demselben Orte hält er sich nur so lange auf, wie es etwas zu verdienen giebt, und sondert sich von dem weißen Theile der Bevölkerung absichtlich ab. Sobald er genug verdient hat, kehrt er nach China zurück, entweder um dort zu bleiben oder, falls er Spieler ist, nach Vergeudung seiner Ersparnisse in der Heimat wieder ins Ausland zurückzukehren, um von neuem zu arbeiten und zu sparen. Außer gelegentlichen Diebereien, ungesetzlichen Spielen und einem unausrottbaren Hang zum Lügen und zum Meineid, kommt es bei dem Chinesen selten zu einem Zusammenstoße mit dem Gesetze. Nur noch seine Vorliebe für verbotene Gesellschaften und Geheimbündelerei hat nicht nur in Australien, sondern auch in den Straits-Settlements, in Singapore und anderswo Anlaß zum Einschreiten der Behörden gegeben. Von anderen unangenehmen Eigenschaften wird besonders sein Hang zum Opiumrauchen, seine mangelhafte Keuschheit, das Einschleppen ansteckender Krankheiten und vor allem seine fast hochmüthige Abschließung von aller abendländischen Cultur hervorgehoben.

Dem stehen nun aber auf der anderen Seite eine Anzahl von Tugenden oder wenigstens lobens- und anerkenntnismwerthen Eigenschaften gegenüber, die man bei den australischen Weißen vergeblich suchen würde. Dem erstlich fällt der Chineser in Folge der durchaus vernünftig organisirten Auswanderung, die ganz in den Händen der reichsten chinesischen Kaufleute in Hongkong, der Hongks, liegt und deren System wir oben kurz besprochen haben, nur in den seltensten Fällen dem fremden Staate zur Last, zumal seine frugale Lebensweise und sein robuster Körper ihn zum Arbeiten und zum Anjentehalten in den verschiedensten Klimaten erfahrungsmäßig befähigen. Er ist ferner arbeitsam, treu und ehrlich bei guter Behandlung und arbeitet für einen mäßigen Lohn mehr als irgend ein weißer Arbeiter, ohne daß man nöthig hat, ihn zu überwachen. Ja, seine Vertheidiger behaupten sogar, daß seine Moralität die der gewöhnlichen weißen Bevölkerung übertrifft, daß sie einander in der ausgiebigsten Weise unterstützen und besonders die Hospitäler und wohlthätigen Anstalten mit großen Summen bedenken. Vor allen Dingen aber sind sie für gewisse Arbeiten und Dienstleistungen und in gewissen Landestheilen unentbehrlich für den weißen Colonisten. Die Gartenkunst, der Gemüsebau, das Mäcker- und Gastwirthsgeschäft, der Lastträgerdienst, das Schneiderhandwerk und die Schreiber- und Copiarbeit finden an ihnen verläßliche und ausdauernde und billige Vertreter. Selbst als Kinderwärter nimmt man sie in den weißen Familien mit Vorliebe, was wol auch schon gegen die allgemein von ihnen behauptete Sittenlosigkeit und Unreinlichkeit spricht. Wenn ihnen auf anderer Seite in British-Columbien nachgesagt wird (in den Motiven des Gesetzes vom 18. Februar 1884 in Betreff der Chinesenfrage), daß sie im Falle der Noth unzuverlässig und ohne Muth, daß sie dem Gesetze ungehorsam sind, daß sie die Kopfsteuern nicht gern zahlen, sich in allen ihren Gewohnheiten von den Weißen unterscheiden, so darf man nicht vergessen, daß je strenger die Gesetze gemacht werden, wie in Columbia, umso eher auch Uebertretungen zu verzeichnen sind und daß einzelne jener Vorwürfe ebenso gut die weiße Bevölkerung treffen. Der den Chinesen gleichfalls in Columbia gemachte

Vorwurf, daß sie die Friedhöfe entweihen, Leichen exhumiren, und dieses alles gewohnheitsmäßig, trägt wol den Stempel einer absurden Erfindung, um dadurch die ungebildeten Volksclassen noch mehr aufzuheizen, zu deutlich an der Stirne, als daß man weiteres Gewicht auf diese Anschuldigung legen dürfte. Zum Schlusse klingen aber alle diese verschiedenen Beurtheilungen der Gegner der Chinesen doch immer in den Refrain aus, daß die weitere Einwanderung dieser Fremdlinge die weiße Kultur in Gefahr bringe.

Dazu würde aber wol vor allen Dingen auch eine numerische Ueberlegenheit des chinesischen Elements über das weiße gehören, aber auch diese Annahme trifft für Australien keineswegs zu. Vor etwa 30 Jahren waren die Chinesen bedeutend zahlreicher in Australien als heutzutage. Gegenwärtig zählen sie nur 51.000 Seelen auf eine europäische Bevölkerung von 3 Millionen, d. h. also nur $17/10$ Procent derselben. Berechnet man andererseits, daß seit dem Ueberhandnehmen der Chinesenheken dieses mongolische Element jährlich um 3 Procent abnimmt, so ergiebt die einfache Rechnung, daß schon nach 30 Jahren kein Chinese mehr in Australien zu finden wäre. Jetzt kommt ein Chinese auf 60.000 englische Quadratmeilen und auf 60 Europäer; drei Viertel Australiens sind unbewohnt und in dem vierten Viertel überwiegt die chinesische Einwohnerschaft nur in den nördlichen, für Europäer eben nicht bewohnbaren Districten, wo 6000 Chinesen auf 600 Europäer entfallen, und ohne sie eine Civilisation und Cultivirung des Landes eben unmöglich wäre. Noch weniger Grund hat Neuseeland zu irgend welcher Beschwerde, und geradezu lächerlich klingen die geharnischten Artikel der neuseeländischen Presse gegen die Chinesen, deren es in Wellington bei einer weißen Bevölkerung von 30.000 Seelen gerade 72 und auf der ganzen großen Insel nur 3000 giebt!

Hören wir jetzt auch das Urtheil über den Werth und die sittlichen Eigenschaften des weißen Arbeiters, wobei wir uns gleichfalls auf officielle und allgemein anerkannte Darstellungen stützen. So veröffentlicht die „Times“ zwei diesbezügliche Briefe von australischen Colonisten (am 19. Mai und 4. September 1888), in denen diese ganze Agitation gegen die Chinesen als das alleinige Werk der Arbeiterclassen dargestellt wird, trotzdem, daß nachweisbar die Chinesenconcurrentz keinerlei Lohnverminderung verursacht hat. Der weiße Arbeiter wird aber als indolent und anmaßend im allgemeinen geschildert. Viel Lohn und wenig Arbeit ist seine Devise und daher auch dem Farmer u. s. w. nicht zu verdenken, wenn er den willigen und zuverlässigeren Chinesen bevorzugt. Ehe der Weiße um billigeren Lohn arbeitet, hungert er lieber in den Städten oder auf dem Lande umher, wo er oft in größerer Anzahl die vereinzelt liegenden Ansiedelungen mit seinem unerwünschten Besuche beehrt und aus der sehr begreiflichen Furcht vor späteren Racheacten auch von den Farmern als eine unvermeidliche Landplage anerkannt und sogar mit Lebensmitteln versehen wird. Es giebt jedenfalls unter den beschäftigungslosen Arbeitern weißer Farbe genug fleißige Leute, die gern auch um geringen Lohn dienen würden, daran aber sind sie durch die allgemeine Verbreitung und tyrannische Herrschaft der sogenannten „Trade unions“ verhindert, die heute schon eine furchtbare Macht in den Colonien erlangt haben.

Jeder Arbeiter, falls er nicht gleich mit der Absicht, zu verhungern, nach Australien hinkommen sollte, ist gezwungen, einer solchen Arbeiterverbindung beizutreten. Außerhalb derselben stehend sollte es ihm schwer fallen, auf die Dauer Beschäftigung zu finden, denn nicht nur der Arbeiter, sondern auch der Arbeitgeber verfallen beide der Achtserklärung der „Trade union“, die ähnliche Folgen

nach sich zieht, als das irländische „Boycottiren“. In den Städten beherrschen diese „Trade unions“ die ganze Situation, auf dem Lande aber, bis wohin ihr Einfluß nicht mehr reicht oder wenigstens nicht so fühlbar wird, zieht der Anstiedler die billigere Chinesenarbeit selbstverständlich der ihm aufgedrungenen theuern und schlechten weißen vor, zumal der europäische Einwanderer oder der australische Weiße meistens auch noch dem Trunke und seinen verwandten Lastern ergeben ist, besonders leicht zu Gewaltthätigkeiten aller Art neigt.

Ein Vergleich der beiden vorstehenden Schilderungen zeigt wol zur Genüge, auf weissen Seite die größere Brauchbarkeit und Verwendbarkeit liegt.

Gehen wir auf das Geschichtliche dieser Bewegung über, so verfügt fast jeder der australischen Colonialstaaten über eine ganze Anzahl von Chinesenacts und -Bills, die fast alle darauf hinauslaufen, durch Erhöhung der Einwanderungs-, der Kopf- und anderer Steuern, durch Fixirung eines möglichst ungünstigen Verhältnisses zwischen der erlaubten Anzahl der Passagiere und dem Tonnengehalt der Auswandererschiffe zc. dem Chinesen den Aufenthalt in Australien oder die Auswanderung dorthin überhaupt zu vermeiden. Als besonders eigenthümlich heben wir noch folgende Bestimmungen hervor. Die bei der Landung als Garantie von dem Chinesen eingehobene Taxe soll nach der Aete vom Jahre 1877 demselben bei seiner Abreise wieder zugestellt werden, was aber noch niemals geschehen ist. Non olet!

(Schluß folgt.)

Rudolf Falb's Erdbebenpropheteiungen und seine Treffer im Jahre 1888/89.

Von H. Habenicht in Gotha.

In demselben Maß wie Rudolf Falb's Erdbeben- und Wettertheorie im Verlauf der letzten Jahre zugenommen hat an Popularität, ist ihre Gegnerschaft in wissenschaftlichen Kreisen gewachsen. Es wird von Seite der letzteren Falb's Theorie wol nicht durchweg alle Berechtigung abgesprochen, aber der tiefgreifende Gegensatz von Falb's Theorie zu den Theorien wissenschaftlicher Autoritäten (wie die Erdbeben- und Gebirgsbildungstheorie von Dana und Sueß), Falb's Angriffsweise und marktstreuerische Art, sowie seine Einseitigkeit im Citiren von Thatsachen haben ihn vielleicht nicht ganz mit Unrecht bei den nüchternen Vertretern der exacten Wissenschaft in Mißcredit gebracht. Hierdurch ist leider ein Verhältnis entstanden, welches im größeren Publicum irrige Ansichten verbreitet hat. Herr Falb publicirt nur die seiner Theorie günstigen Thatsachen, die gelehrten Fachmänner aber, Geologen und Meteorologen, hüllen sich in Schweigen, weil sie es für vergebliches Bemühen, zum Theil, wol auch, weil sie es unter ihrer Würde halten, das Publicum aufzuklären.

Man kann Herrn Falb nicht alle Verdienste abprechen. Er hat die von Perrey in Dijon 1840 zuerst aufgestellte Fluttheorie des flüssigen Erdinnern weiter ausgearbeitet, popularisirt und hat die Aufmerksamkeit wissenschaftlicher Beobachter auf gewisse Gruppen von Thatsachen gelenkt.

Vielleicht wird, wenn sich auch seine Theorie als unhaltbar herausstellen sollte (da sowol den unterirdischen als atmosphärischen Katastrophen die Regelmäßigkeit und Pünktlichkeit der Gezeiten des Meeres abgeht), man doch mit Hilfe des von ihm angedeuteten Weges dahin kommen, manche Tage so bestimmt zu bezeichnen, daß Bewohner von erdbebenreichen Gegenden oder Schiffer in

der Nähe gefahrvoller Küsten oder in schlechten Häfen sich durch verdoppelte Vorsicht vor Schaden bewahren können. Dies könnte bezüglich der Schiffer und Bergleute vielleicht schon jetzt geschehen. Wenn z. B. die Kessel der Schiffe von Samoa einen Tag vor Beginn der kritischen Zeit geheizt gewesen wären, damit die Schiffe bei Eintritt des zu bekannter Katastrophe führenden Sturmes den Hafen hätten verlassen können, so wären viel Menschenleben und Güter erhalten worden. Was Erdbeben und Vulcanausbrüche anbelangt, so ist bis jetzt die Zahl der Treffer Falb's allerdings noch nicht zu derartigen Maßnahmen ermutigend. Ich habe in der beigegebenen Tabelle die durch Zeitungen und Zeitschriften (besonders „Humboldt“) bekannt gewordenen Erscheinungen dieser Art in übersichtlicher, kalenderartiger Form zusammengestellt. Die Daten der Tabelle reichen vom 1. October 1888 bis eben dahin 1889. Wenn dieselbe auch nicht entfernt Anspruch auf Vollständigkeit machen kann, so giebt sie doch immerhin die stärkeren Aeußerungen einer Kraft auf einem sehr großen Gebiet der Erdoberfläche, und da diejenigen als erdbebenreich bekannten Theile derselben, aus denen in diesem Jahr keine Nachrichten eingelaufen sind, fast alle unter steter und guter Controle stehen, so kann man wol behaupten, daß die beigegebene Liste den größten Theil aller stärkeren Beben und Vulcanausbrüche dieses Jahres enthält.

Die Tabelle ist in vier Abtheilungen zu je drei Monaten eingetheilt. Dem Ende jeder Abtheilung sind noch acht Tage des folgenden Monats angehängt, damit man die Gruppierung der Daten im Zusammenhang hat. Außer den flut-erzeugenden Factoren von Mond und Sonne, wie Neu- und Vollmond, Erdnähe, Aequator- und Knotenstellung, sind auch die Stellungen entgegengesetzter Wirkung, wie erstes und letztes Viertel, Erdferne zc., durch besondere Zeichen markirt und am unteren Rand der Tabelle erklärt.

Von Neu- bis Vollmond (Syzygien) sind etwa 14 Tage, zwischen beiden, also etwa 7 Tage von jedem entfernt, liegen erstes und letztes Viertel (Quadraturen). Erdbeben, welche um die Hälfte dieser Zeit, also um $3\frac{1}{2}$ Tag von einem kritischen Tag entfernt liegen, können also in keinen Zusammenhang mit denselben gebracht werden, wenigstens kann das höchstens bei denjenigen schwächeren Erscheinungen geschehen, welche nach Ort und Zeit als unzweifelhafte Folgen stärkerer Katastrophen aufzufassen sind. Die kritischen Tage Falb's sind in der Tabelle deutlich hervorgehoben. Links von den Daten sind die Constellationen der benachbarten Gestirne, rechts davon die Erdbeben und Vulcanausbrüche mit Angabe von Ort und Stärke eingetragen.

Das in Rede stehende Jahr (October 1888 bis October 1889) hatte 25 Neu- und Vollmonde und, nach Falb, ebenso viel kritische Tage ersten, zweiten und dritten Ranges, je nachdem mehr oder weniger der anderen springfluterzeugenden Factoren mit Syzygien zusammentrafen. Von diesen 25 Tagen sind nur 10 als Treffer im strengen Sinn zu bezeichnen, da nur an soviel als kritisch bezeichneten Tagen Erdbeben oder Vulcanausbrüche stattgefunden haben; da nun von den 365 Tagen dieses Jahres etwa 100 Erdbebentage waren, so verhält sich die Anzahl der Treffer zu der auf jeden X-beliebigen Tag des Monats zu erwartenden Anzahl der Erdbebentage wie 40 zu 28 Procent. Aehnlich gestaltet sich das Verhältnis, wenn man die Erdbebentage nach ihrer Lage zu den Quadraturen und Syzygien eintheilt, indem man die Zeiträume zwischen beiden halbirt. Es fallen 60 Erdbebentage in die Nähe der Syzygien und nur etwa 40 in die der Quadraturen. Nicht günstiger für Falb gestaltet sich die Sache, wenn man die Katastrophen nach ihrer Stärke gruppirt.

Von den 8 größeren Erdbeben des Jahres lassen nur etwa 4 einen annähernden Zusammenhang mit kritischen Tagen erkennen. Ich habe etwa 8 der größten Erdbeben, von denen wir genauere historische Ueberlieferungen besitzen und welche sich zum Theile im vorigen Jahrhundert ereigneten, daraufhin untersucht, nur 2 davon fallen in die Nähe von Neu- oder Vollmond.

Sonderbarerweise gestalten sich die Thatsachen günstiger für Falb, wenn man sie auf das Zusammentreffen mit Erdnähe und Erdferne des Mondes untersucht, was Herrn Falb, nach dem Bericht in seinem neuesten Kalender zu urtheilen, selbst entgangen zu sein scheint. Von 13 Erdnähen sind 10 bis 11, von 13 Erdfernern nur 2 bis 3 seismisch verlaufen. Von 25 Aequatorstellungen waren 17 seismisch, von 25 Mondknoten 14. Von den 24 Quadraturstellungen des Mondes wurden ungefähr 10 von Erdbeben oder Vulcanausbrüchen begleitet. Die größere Einwirkung des Neumondes gegenüber der des Vollmondes markirt sich wie 10:7. Ein Einfluß der Sonnennähe oder -ferne, sowie der Aequatorstellung dieses Himmelskörpers zur Zeit der Frühjahr= und Herbst= Tag= und Nachtgleichen drückt sich nicht in der Häufigkeit der Erdbeben dieses Jahres aus.

Besonders günstig für Falb gestalten sich die Vulcanausbrüche dieses Jahres, zumal die stärkeren, was er aber wiederum nicht bemerkt zu haben scheint. Es fallen von 10 größeren Vulcanausbrüchen 9 in die Nähe kritischer Tage, und zwar liegen die meisten derselben 1 bis 3 Tage vor dem kritischen Zeitpunkt, während dieser selbst dann meist ruhig verläuft, wie es scheint, weil die in Spannung befindlichen unterirdischen Kräfte bereits durch das Herannahen der kritischen Constellation ausgelöst wurden und an dem Tag der kritischen Stellung selbst ein Gleichgewicht der Kräfte bestand. Damit harmonirt das Eintreten kleiner Ruhepausen der Erdbeben nach Vulcanausbrüchen, welches in unserer Zusammenstellung hervortritt. Auffallend ist ferner das Eintreffen von Katastrophen während der Wintermonate (November bis April) 1 bis 3 Tage vor den kritischen Tagen, wogegen die Ereignisse zur Zeit der Sommermonate bedeutend größere Pünktlichkeit verrathen und dann meist noch einige Zeit nach dem kritischen Tag anhalten. Wenn man die Erdbebenprognose nach diesem Gesichtspunkt eingerichtet hätte, so würden sich bedeutend mehr Treffer herausgestellt haben (70 bis 80 Procent), und es würde sich vielleicht lohnen, die Aufmerksamkeit in Zukunft hierauf zu lenken.

Die Beben und Ausbrüche dieses Jahres traten fast ausnahmslos in Gegenden auf, welche seit vielen Jahren als Schauplätze häufiger deraartiger Naturereignisse bekannt sind, am häufigsten traten sie im Mittelmeergebiet und in Japan auf. Von anderen als erdbebenreich bekannten Gegenden zeichneten sich in diesem Jahr folgende durch Ruhe aus: die Cordillerenzone von Südamerika, die Erdbebencentren und Vulcanreihen von Caracas, Charleston, Island, Lissabon, dem Rothen Meere, Vorderindien, den Philippinen, Kamtschatka, den Neuten und Neu-Seeland. In dem einen oder anderen dieser Gebiete dürften daher in den nächsten Jahren größere Katastrophen zu erwarten sein.

Die Linien größter seismischer Sensivität, welche ich auf der Karte zu dem Aufsätze „Das seismische Problem“ (vgl. „Rundschau“ XI. S. 481 ff.) dargestellt habe, markirten sich im vergangenen Jahre wieder mehrfach durch gleichzeitige Erderschütterungen an weit voneinander liegenden Punkten, z. B. am 26. December 1888 bei Messina und im sächsischen Vogtland (italienische Querlinie), am 15. Januar New-York und Hawai=Ausbruch (neu-mexikanische Linie), am 14. Februar Ausbruch des Volcano (Lipari), eines Vulcans auf Sumatra

Kalendarische Uebersicht der Erdbeben und Vulcanausbrüche vom 1. October 1888 bis 1. October 1889

Datum Wochentag	Datum Wochentag	Datum Wochentag	Datum Wochentag
October 1888.	Januar 1889.	April 1889.	Juli 1889.
1 M	1 D	1 M	1 D
2 M	2 D	2 M	2 D
3 M	3 D	3 M	3 D
4 M	4 D	4 M	4 D
5 M	5 D	5 M	5 D
6 M	6 D	6 M	6 D
7 M	7 D	7 M	7 D
8 M	8 D	8 M	8 D
9 M	9 D	9 M	9 D
10 M	10 D	10 M	10 D
11 M	11 D	11 M	11 D
12 M	12 D	12 M	12 D
13 M	13 D	13 M	13 D
14 M	14 D	14 M	14 D
15 M	15 D	15 M	15 D
16 M	16 D	16 M	16 D
17 M	17 D	17 M	17 D
18 M	18 D	18 M	18 D
19 M	19 D	19 M	19 D
20 M	20 D	20 M	20 D
21 M	21 D	21 M	21 D
22 M	22 D	22 M	22 D
23 M	23 D	23 M	23 D
24 M	24 D	24 M	24 D
25 M	25 D	25 M	25 D
26 M	26 D	26 M	26 D
27 M	27 D	27 M	27 D
28 M	28 D	28 M	28 D
29 M	29 D	29 M	29 D
30 M	30 D	30 M	30 D
31 M	31 D	31 M	31 D
1 N	1 D	1 M	1 D
2 N	2 D	2 M	2 D
3 N	3 D	3 M	3 D
4 N	4 D	4 M	4 D
5 N	5 D	5 M	5 D
6 N	6 D	6 M	6 D
7 N	7 D	7 M	7 D
8 N	8 D	8 M	8 D
9 N	9 D	9 M	9 D
10 N	10 D	10 M	10 D
11 N	11 D	11 M	11 D
12 N	12 D	12 M	12 D
13 N	13 D	13 M	13 D
14 N	14 D	14 M	14 D
15 N	15 D	15 M	15 D
16 N	16 D	16 M	16 D
17 N	17 D	17 M	17 D
18 N	18 D	18 M	18 D
19 N	19 D	19 M	19 D
20 N	20 D	20 M	20 D
21 N	21 D	21 M	21 D
22 N	22 D	22 M	22 D
23 N	23 D	23 M	23 D
24 N	24 D	24 M	24 D
25 N	25 D	25 M	25 D
26 N	26 D	26 M	26 D
27 N	27 D	27 M	27 D
28 N	28 D	28 M	28 D
29 N	29 D	29 M	29 D
30 N	30 D	30 M	30 D
31 N	31 D	31 M	31 D
1 O	1 D	1 M	1 D
2 O	2 D	2 M	2 D
3 O	3 D	3 M	3 D
4 O	4 D	4 M	4 D
5 O	5 D	5 M	5 D
6 O	6 D	6 M	6 D
7 O	7 D	7 M	7 D
8 O	8 D	8 M	8 D
9 O	9 D	9 M	9 D
10 O	10 D	10 M	10 D
11 O	11 D	11 M	11 D
12 O	12 D	12 M	12 D
13 O	13 D	13 M	13 D
14 O	14 D	14 M	14 D
15 O	15 D	15 M	15 D
16 O	16 D	16 M	16 D
17 O	17 D	17 M	17 D
18 O	18 D	18 M	18 D
19 O	19 D	19 M	19 D
20 O	20 D	20 M	20 D
21 O	21 D	21 M	21 D
22 O	22 D	22 M	22 D
23 O	23 D	23 M	23 D
24 O	24 D	24 M	24 D
25 O	25 D	25 M	25 D
26 O	26 D	26 M	26 D
27 O	27 D	27 M	27 D
28 O	28 D	28 M	28 D
29 O	29 D	29 M	29 D
30 O	30 D	30 M	30 D
31 O	31 D	31 M	31 D

Erklärung der Zeichen: I, II, III, Falb's kritische Tage 1, 2, und 3. Ordnung. ● Neumond. ☉ Vollmond. ☾ Erstes Viertel. ☽ Letztes Viertel. P Erdnähe des Mondes. + Erdferne des Mondes. x Aequatorstand des Mondes. U Niedersteigender, Ω aufsteigender Knoten. | Erdbeben, starke und schwache. ● ○ Vulcanausbrüche, starke und schwache. Zur größeren Deutlichkeit kann sich der Leser die kritischen Tage roth anstreichen.

und Beben bei Isbarta in Kleinasien (östliche Centralaze), am 27. und 28. Februar in Ecuador und Columbien, am 7. Juni: Madrid, Andalusien und Canal. am 12. Juli: Taschkent=Wernyi=Berlin (nördliche Scitenaze). Den hierunter befindlichen Fällen von Gleichzeitigkeit von Beben und Vulcanausbrüchen wäre das Erdbeben von San José und der Ausbruch des Vulcans Boaz (beide in Costa Rica) beizufügen. Andererseits fehlt es nicht an Beispielen eines gewissen Antagonismus zwischen Vulcanen und Beben. Die Vulcane des Mittelmeeres entwickelten rege Thätigkeit, während ganz Europa und Nordafrika von großen verheerenden Beben verschont blieben. Japan wurde dagegen mehrfach von Katastrophen letzterer Art heimgesucht, während sich seine Vulcane auffallend ruhig verhielten. Als Mitte April die beiden einzigen Ausbrüche dieses Jahres in Japan stattgefunden hatten, nach einer erdbebenreichen Periode, da trat eine auffallende Ruhepause von drei Monaten ein. Während die Ausbrüche des Vesuvus vom 21. Januar und des Volcano vom 14. Februar in Zusammenhang mit nahezu gleichzeitigen Beben in Athen, resp. Isbarta zu stehen schienen, markirten die Ausbrüche des Volcano vom 2. und 26. November, vom 12. und 14. Februar und 27. Juni, des Vesuvus vom 6. Januar und Anfangs Mai, auf Stromboli am 12. Mai u. auffällige Lücken in den Bebenreihen der Mittelmeerländer und Europas.

So wenig vollständig unsere Zusammenstellung sein mag, so bestätigt sie doch den bekannten Einfluß der Gravitation von Sonne und Mond auf Erdbeben und Vulcanausbrüche, wie er von vielen der gewissenhaftesten Gelehrten nachgewiesen wurde und wie ihn auch die mikroseismischen Beobachtungen bestätigen, ja sie giebt vielleicht sogar einige Andeutungen zur Vervollkommnung unserer Kenntnis nach dieser Richtung. Diejenigen gelehrten Naturforscher, welche jetzt noch diese Einflüsse ganz leugnen, stehen daher nicht mehr auf dem Boden exacter Forschung. Ferner aber, und das ist das Bedeutungsvollste, bestätigen die hier angeführten Thatsachen aufs neue, daß die Hauptursache der Erdbeben und Vulcanausbrüche in einer der Schwere entgegenwirkenden Kraft liegt, denn die betreffenden Erscheinungen gruppiren sich nur in auffallender Weise um Zeitpunkte, während deren außerhalb der Erde stehende Kräfte der Schwere besonders stark entgegen wirken, während Zeiten, in denen das Entgegengesetzte eintritt, gar nicht durch die Häufigkeit dieser Erscheinungen markirt werden. In Uebereinstimmung damit stehen die Beobachtungen, nach denen Erdbeben und Vulcanausbrüche besonders häufig dann eintreten, wenn über den betreffenden Gegenden ein relativ geringer Luftdruck mit steilen Gradienten herrscht, oder kurz nach jähem Sturz der Quecksilbersäule. Auf die Bedeutung dieser Thatsachen hat auch Herr Rud. Falb mehrfach hingewiesen und es ist wol anzunehmen, daß sich diese Ansicht, gegenüber der Annahme von Senkungen der Erdkruste als Ursache der meisten nichtvulcanischen und besonders der großen, weithin wirkenden Erdbeben, behaupten wird. Wie man z. B. die drei großen Beben im Semiretschensker Gebiet, in der Nähe des Thian-schan, welche in den Jahren 1885, 1887 und 1889 und zwar alle drei im Sommer (2. August, 9. Juni und 12. Juli) auftraten, noch jetzt als Begleitererscheinungen von Schrumpfung des Erdkerns und Senkung der Kruste auffassen kann, ist einfach unverständlich, da im Sommer jene Gegenden regelmäßig durch ganz außerordentlich geringen Luftdruck ausgezeichnet sind.

Die Indianer in den Vereinigten Staaten von Amerika.

Von Emma Poesche in Washington.

(Fortsetzung.)

Der betrübte Vater eines so aus dem Leben behandelten Sprößlings konnte nicht umhin, der in ihm aufwallenden Kritik Gehör zu geben und das Recht der Wiedervergeltung zu üben. Der praktische Medicinmann wurde von ihm aus der Welt und er von den Behörden ins Gefängnis practicirt. Bald aber fand sich ein Haufen Indianer ein, um mit dem Agenten zu capituliren. Sie meinten, einen indianischen Doctor zu tödten, sei kein Verbrechen, denn ein solcher besäße so viel Macht, daß er schon durch seinen Hauch jemand niedermähen könne. Ihr eingekerkelter Freund habe sein Kind auf diese Weise verloren, und mehrere von ihnen hätten auch Medicinmänner erschossen, ohne bestraft worden zu sein. Der Agent machte sie mit dem betreffenden Gesetz bekannt und die Nothhäute versprachen, es in Zukunft zu ehren.

In solcher Weise kamen die Medicinmänner oft in ein arges Dilemma, welches für sie so lebensgefährlich wurde, daß sie sich nur durch Lügen heraus helfen konnten, immer auf den Uberglauben der Massen rechnend.

Einer von dieser nobler Facultät erklärte daher auch einst, daß sein Patient San Juan, Chef der Mescaleros, von zwei Lipanindianern behext und daran gestorben sei. Da zwischen diesen beiden Individuen und San Juan eine lange Fehde geherrscht hatte, so machte diese Aussage die Mescaleros so wüthend, daß sie den Tod der beiden Lipans forderten. Man bereitete sich zum Kampf vor, aber die Behörde der Weißen schritt ein und versprach genaue Untersuchung und Bestrafung, wenn die Lipans schuldig befunden werden sollten.

Der Medicinmann wurde vorgesordert und der Inquirent that, was seines Amtes war, in Gegenwart der Indianer. Nun machte der indianische Doctor so abgeschmackte und verfängliche Aussagen, daß die Nothhäute, trotz ihrer abergläubischen Verblendung, doch seine Intrigue durchblicken konnten. Dieser Act der Gerechtigkeit vernichtete seinen Einfluß in jenem District Neu-Mexikos, und so verliert sich der Glaube an die Wunderkraft eines solchen Mannes auch in anderen Landestheilen mit eintretender Civilisation. — Bald wird der Zögling moderner Indianerschulen den Chef des meteorologischen Bureaus als höchste Autorität in dieser Kunde ansehen, statt, wie früher sein Vater, an den Lippen des Medicinmannes zu hängen, dem das Machen des Wetters anheim fiel, der also eine viel größere Berufssphäre hatte als z. B. ein preußischer Kreisphysicus.

Neben solch tief eingewurzelten Glaubenssachen bestehen auch noch viele andere alte, heidnische Gebräuche, die nicht immer so harmlos sind, wie z. B. der Tanz der östlichen Shawnees im Indianerterritorium. Der Leiter desselben giebt den Takt dazu durch monotone Trommelschläge an; Männer und Frauen stimmen einen magischen Gesang an, der in melancholischen Tönen auf und nieder flutet, bald lauter, bald leiser, mit längeren und kürzeren Pausen zwischen dem ausdrucksvollen Vortrage, welcher bei dem fremden Zuhörer eine Spannung, eine Art Neugier erregt. Es scheint die Tänzer eine ferne Erinnerung an die Vergangenheit zu beschleichen, wie vom Lichte einer alten Tradition beschienen, die sie nun mittheilen wollen. Sie bewegen sich im Kreise, ohne daß man ihre Schritte bemerkt; die Trommel tönt fort und die Tänzer fahren in ihrer rhythmischen und feierlichen Bewegung fort — ohne Ziel immer schwebend in der Runde; und wenn sie nicht aufhören, so tanzen sie heute noch, könnte man das Ende des Rindermärchens hier parodiren.

Im Gegensatz zu diesem pathetischen, anstandsvollen Tanze wird der „Sonnentanz“ von allen Missionären, Lehrern und Agenten als ein abscheuliches Zerrbild Terpsichore's dargestellt, als der indianische Cancan! Er wird nur von Männern vollführt, ebenso wie der „Grastanz“, der auch bei allen weißen Moralisten im übelsten Rufe steht. Junge, wilde Indianer lassen sich dergestalt davon aufregen, daß diese Tanzgelegenheiten Anlaß zum moralischen Untergang vieler Indianerjungfrauen geben, die als Zuschauerinnen erst müßig den äußern Kreis bilden helfen, schließlich aber mit in den Sinnentau mel gezogen werden.

Der „Scalptanz“ soll vollends der Inbegriff aller Barbarei sein, denn in Gesang und Geheul bricht der Jubel über gestohlene Pferde und abgezogene Kopfhäute der Feinde aus, womit die Indianer eine Nachfeier vergangener Siege begehen. Die Männer, welche natürlich auch diesen Tanz allein tanzen, gerathen dabei so außer sich, daß sie Pferde, Rinder, Ackergeräthschaften und Kleider fortschenken, wie es die alte indianische Sitte erheischt.

Die Agenten werden oft von ganzen Horden Indianern geplagt, welche, wie ein Heuschreckenschwarm, plötzlich 20 bis 60 Mann hoch angerückt kommen, um ihre Freunde zu besuchen. Während solcher Monstrevisiten wird die Arbeit einstweilen an den Nagel gehängt und die Zeit der Volksbelustigung beginnt; die oben beschriebenen Tänze finden allabendlich statt, ein Extracoche wird auf dem Altar der Gastfreundschaft geopfert, die in der ausgedehntesten Weise zu Tage tritt und nicht selten Verarmung der Wirthe im Gefolge hat.

Diese Verheerungswuth bemächtigt sich der Indianer auch bei Todesfällen. Sie haben ein solches Grauen vor allem, was mit dem Sterben zusammenhängt, daß sie ihr ganzes Eigenthum zerstören, wenn ein Familienglied stirbt. War der Todte Besitzer eines Ponys, so muß dieses Thier die Leiche seines Herrn in eine einsame Schlucht des Gebirges tragen, wo sie mit Zweigen, Steinen und Erde bedeckt zur Ruhe gebettet wird. Das Pony aber muß, von einer Kugel durchbohrt, den todtten Herrn ins Jenseits begleiten, wo in den seligen Jagdgründen auf schnellen Rossen wieder der Büffel erlegt wird und sein Fleisch die himmlischen Feste verherrlicht. Der Geist des Verbliebenen würde keine Ruhe haben und ihnen keine Ruhe gestatten, wenn sie in ihren alten Wohnungen blieben, in denen er umgehen müßte. Deshalb reißen sie, wenn sie nicht das Verbrennen vorziehen, sofort ihre Zelte nieder und ziehen an einen anderen Fleck.

Selbstverständlich werden alle diese heidnischen Gebräuche von den Missionären bekämpft und langsam beseitigt, wie man auch beflissen ist, durch Abschaffung aller an Orgien grenzenden Vergnügungen das Volk der Indianer sittlich zu heben.

Natürlich sind die Erfinder des Tabakrauchens noch heute starke Raucher; unsere Abbildung (S. 269) zeigt einen Indianer, der in einem kleinen Zelt rauchend einen religiösen Ritus begeht.

Das Kartenspiel der Indianer heißt „Monte“, das sie von den Mexikanern gelernt haben und mit wahnsinniger Leidenschaft treiben. Sie kauern im Kreise auf dem Boden, stieren in die Karten, während ihre dunklen Gesichter vor Geiz, List und Aufregung leuchten, und die christlichen Herren, welche aus solichem Material ehrliche Ackerbauer machen wollen, dürfen sich doch wol vor der Hand noch verrechnen haben.

Das Spiel ist zu eingewurzelt, um ausgerottet werden zu können; es liegt überhaupt sozusagen in der amerikanischen Luft, die Menschen und Vieh nervös macht. So werden von den Bazars für wohlthätige Zwecke in den großen Städten der Union die besten Einnahmen durch allerlei Lotterien erzielt, denn

der Spieltaffel erfaßt beinahe jeden. Wetten gehört bei vielen zur Tagesordnung, besonders aber bei Gelegenheit der Pferderennen, die den Amerikaner außerordentlich aufregen. Der Indianer scheint diese Belustigung auf eigene Faust erfunden zu haben; die Wettrennen gehören zu seinen Hauptvergünstigungen, sie finden bei jedem Stamm und zu jeder Zeit statt. Wie unsere Abbildung (S. 256) zeigt, reiten die indianischen Jockeys ohne Sattel und sitzen doch fest, was freilich bei einem Wolfe nicht zu verwundern ist, dessen vierjährige Kinder schon reiten.

Es wird den Agenten und Missionären schwer fallen, die alten heidnischen Gebräuche mit der Wurzel zu vernichten, weil sie zu tief im Blut sitzen. So hängen die Indianer in Britisch-Columbia, die den unsern ganz ähneln, dermaßen an ihren alten Sitten und Festen, daß die englische Regierung mit Ab-



Indianisches Hirtenzelt.

sendung eines Kriegsschiffes drohen mußte, weil sie dieselben nicht einstellten. Ihre Antwort war: „Unsere Feste und Gebräuche sind älter als die Königin Victoria und die Missionäre.“

Dagegen haben Missionäre, Lehrer und Agenten die Bekehrten dahin gebracht, daß sie das Weihnachtsfest und den 4. Juli¹ feiern, natürlich in ihrer eigenthümlichen Art mit Wettrennen und einem extra geschlachteten Ochsen, und beides „die großen Sonntage der Weißen“ nennen.

Die Berichte über die Moralität der verschiedenen Stämme weichen sehr von einander ab. Während einige Agenten die Keuschheit der Frauen hervorheben, klagen andere über Sittenlosigkeit, besonders da, wo indianische Weiber in die Nähe der Weißen kommen, wie z. B. der militärischen Stationen.

Aus Washington-Territorium schreibt ein Agent, es sei ein schauererregender Anblick, kleine Kinder, noch auf dem Arm der Mutter, an ekelhaften Ausschlägen leiden zu sehen, denn alle diese Leute litten mehr oder weniger an

¹ Der Jahrestag der am 4. Juli 1776 erfolgten Erklärung der Unabhängigkeit der 13 Colonien vom Mutterlande. D. G.

geheimen Krankheiten, die sie nicht curiren lassen wollten, weil die Heilung zu lange dauern würde, weshalb die Sterblichkeit enorm sei. Aus dem Indianerterritorium wird berichtet, daß die an der Grenze wohnenden Frauen von der weißen Rasse ruiniert und Krankheit und Elend unter die Indianer gebracht würden. Der Arzt der Quapawagentur im Indianerterritorium berichtet, daß von 802 Indianerpatienten während eines Jahres 34 gestorben seien und daß diese Modocs fast alle an Syphilis, Scropheln und Schwindsucht litten, welche den Stamm schnell aufreiben müßten.

Aber auch wo Indianer unvermischt hausen, laufen bittere Klagen ein. Wilde Ehen, Ehebruch und Vielweiberei sind an der Tagesordnung. In Neu-Mexiko kaufen die Männer ihre Weiber. Sobald ein Mädchen heiratsfähig ist, wird es von seinen Eltern zu Markt gebracht und dem Meistbietenden überliefert, ohne Ansehen der Zahl seiner schon vorhandenen Ehefrauen. Ein oder zwei Ponies genügen, diesen Handel zu schließen. Indianerinnen in jener schönen Gegend werden von ihren Gatten verlassen, sobald sie die mittleren Jahre überschritten haben. Früher wurden den Frauen, deren Männer sie für untreu hielten, die Nasen abgeschnitten, und noch heute sieht man alte Weiber ohne diese Zierde des Gesichtes umherlaufen. Außerdem sollen diese eigenartigen Menschen aber keusch sein. Die Poncas im Indianerterritorium haben ihre Weiberzahl bis zu drei gesteigert. In Dakota ist ein großer Theil der Ehepaare indianisch verheiratet, d. h. auf Zeit, bis es dem Herrn gefällt, ein neues Opfer der freien Liebe zu heischen und das alte zu verstoßen. Die älteren, heidnischen Rothhäute huldigen besonders dieser Unsitte, aber auch junge, getaufte sind ebensowenig frei davon, wie manche andere Christen in civilisirten Landen. Ein Stamm in Dakota läßt gar seine Jünglinge mannbare Mädchen stehlen, um sie nach einiger Zeit mit anderen zu vertauschen, trotz aller Mühe der Missionäre, die Paare in orthodoxer Weise zu trauen. In Neu-Mexiko aber berichtet der Mescalerovagent, daß kleine Mädchen, noch Kinder, mit Männern von mittlerem Alter verheiratet sind. Die meisten Mädchen werden dort mit 13 bis 15 Jahren Mütter.

Daß dies alles zum Untergang der Rothhäute beitragen muß, liegt klar zu Tage und es ist derselbe nur eine Frage der Zeit.

Wenn so die Indianer ihr Ende selbst beschleunigen, so ist es nur gerecht zu beleuchten, inwieweit die Regierung und die Missionäre beflissen sind, die Rasse von schnellem Ruin zu retten, sie zu civilisiren und zu veredeln.

Mit der großen Verminderung der Büffel fühlte die Vereinigte Staaten-Regierung sich die Verpflichtung auferlegt, für den Lebensunterhalt der hilfsbedürftigen Indianer so lange zu sorgen, bis sie einsehen gelernt haben würden, daß Fischfang und Jagd sie nicht mehr allein ernähren können, sondern daß sie durch Ackerbau und gewerbliche Thätigkeit sich eine selbständige Existenz zu schaffen haben würden.

Man errichtete also Agenturen, wo ihnen vor der Hand Lebensmittel und Kleider verabreicht wurden, verbunden mit englischen Kost-, Ackerbau- und Gewerbeschulen, die ihren Bedürfnissen und ihrer Fassungskraft entsprachen, denn es erschien der Regierung praktischer und billiger, sie dergestalt zu füttern, zu kleiden und zu erziehen, als die Nation in einem Guerillakrieg dem permanenten Aderlaß preiszugeben.

Die von der Regierung jährlich gelieferten Lebensmittel bestehen aus ganzen Herden von Kindern, gepökeltem Rind- und Schweinefleisch, Speck und Mehl. Die angelegten kleinen Gemüsegärten liefern auch ihren Tribut dazu.

Nicht genug, daß der Agent die Nationen vertheilt, er muß auch noch darüber wachen, daß der crasse Egoismus der Jüngeren ihre Greise nicht verhungern läßt. Ein Augenzeuge berichtet, was er auf der Agentur bei den Apachen sah. Eine alte, mumienhafte Rothhaut stand da, schmutzig, hilflos, völlig erblindet, ein Bild des Elends. Die Seinen hatten die für ihn bestimmten Nationen gestohlen. Dies also sind die letzten Tage eines selbständigen, wilden Kriegers, der einst seine Jugend verträumte und die Arbeit denen zuschob, welche er knechtete.

Die Kinder dieser Wilden wurden mühevoll von den Geistlichen und Lehrern mit Güte eingefangen und pädagogisch gemäßigelt, bis die Kultur sie wirklich einigermaßen beleckt hatte. Manche strebten weiter und arbeiteten sich aus ihrer angeborenen Barbarei heraus, um nützliche Bürger zu werden; sobald aber andere in die heimathlichen „Wigwams“ zurückkehrten, verwilderten sie wieder, und alles frühere Predigen von Missionären, Lehrern und Agenten war in den Wind verfliegen; sie verfielen in ihr altes Hinbrüten, in ihre alte Lässigkeit. Die Schule hatte ihnen die Tracht civilisirter Menschen octroyirt; heimgekommen, wurden sie nach kurzer Zeit wieder „Wolldecken-Indianer“ (Blanket-Indians), wie man jene Wilden nennt, die nur eine Decke zum Schutz gegen die Elemente über ihre Blößen hängen.

Welche schwere Arbeit es zuweilen ist, der Schüler habhaft zu werden, die bis jetzt noch kein Schulzwang in das Gehege der Pädagogen treibt, kann man kaum glauben, denn der Schulsucherintendant muß selbst ins Indianerlager gehen, um seine Zöglinge vermittelt „moralischer Ueberredung“ von den heimathlichen Gauen loszureißen.

Ein Herr Scott, Superintendent der Schule zu Fort Stevenson in Dakota, beschreibt seinen Amtsantritt im Jahre 1886 sehr drastisch folgendermaßen: „Ein kleines Zimmerchen mit offenem Feuerplatz an dem einen Ende, Kattunggardinen, eine Kiste mit Blechgeschirr als Waschtisch — das war mein Quartier. Ein alter Wagen mit noch älterem Gespann bildeten meine Equipage. — — — Die Lehrer beschloßen fortzugehen und der Classenunterricht wurde somit zwei Monate lang unterbrochen. Während des Winters mußte ich als Elementar- und Industrieführer wie auch als Schreiber fungiren und konnte nur hie und da den Schulsuperintendenten repräsentiren. „Wenn der Herr lieb hat, den züchtigt er,“ dachte ich, wenn ich Holzhauer und Wasserträger wurde. Arbeiter erkrankten, Schüler brannten durch! Bei einer Präriefahrt nach Bismarck verirrte ich mich in einem Blizzard¹, und als ich wieder heim reiste, erfroren mir Ohren und Füße. Das Thermometer fiel auf 50° F. unter Null, und ich mußte 10 Meilen zu einem Notar fahren, um zu beschwören, daß ich ehrlich sei“ u. s. w.

Derselbe Herr Scott setzt in seinem Bericht vom letzten Jahre auseinander, daß es besonders begabter Lehrer bedürfe, solche Indianerkinder für ihre Studien zu interessiren, denen die englische Sprache von vornherein zum größten Stein des Anstoßes wird, damit ihre Thätigkeit nicht zur Papageienarbeit herabsinke. Wenn die Zöglinge auch nach ihrer Schulzeit unter dem Einfluß der Weißen bleiben können, so geht der Civilisationsproceß ziemlich schnell von statten, sonst nur ausnahmsweise bei talentvolleren Individuen.

(Fortsetzung folgt.)

¹ Blizzards werden die furchtbaren Schneestürme genannt, welche in den Prärien und den Steppenregionen auftreten und oft Tagelang Blockaden von Eisenbahnzügen und bedeutende Verluste von Menschen und Thieren veranlassen. D. S.

Astronomische und physikalische Geographie.

Neue Untersuchungen über die physische Libration des Mondes.¹

Bekanntlich giebt es außer der sogenannten optischen Libration des Mondes noch eine physische Libration, welche von der Anziehung der Erde auf den unsummetrisch gestalteten Mondkörper herrührt und zuerst durch Arago über Veranlassung von Laplace, dann durch Bouvard, Nicollet und später durch Kreit in Mailand untersucht wurde. Die Berechnung der Beobachtungen von Schlüter sind durch den Tod des letzteren verhindert worden. Später führten ähnliche Untersuchungen Wichmann und Hartwig aus. Die allerersten Beobachtungen sind mit allerlei Hilfsmitteln ausgeführt worden, daß ihr Werth kein großer ist. Erst Bessel gab ein Verfahren an, welches bessere Resultate versprach, und Schlüter hielt sich eben an die von Bessel angegebene Methode. Da nun Schlüter ein äußerst genauer Beobachter war, so schien es höchst bedauernswerth, daß sein Beobachtungsmaterial unbenutzt liege. Deshalb hat Dr. Franz in Königsberg die Bearbeitung desselben unternommen und durchgeführt.

In der Einleitung zu seiner Arbeit führt uns Franz die sogenannten Cassinischen Gesetze der Mondbewegung an, welche lauten:

1. Der Mond vollführt eine Achsendrehung in einer Zeit, die genau der Umlaufszeit um die Erde gleich ist.

2. Die Neigung des Mondäquators gegen die Ekliptik ist unveränderlich.

3. Der aufsteigende Knoten des Mondäquators auf der Ekliptik fällt mit dem absteigenden Knoten der Mondbahn auf der Ekliptik zusammen.

„Diese Gesetze sind in doppelter Hinsicht sehr merkwürdig; einerseits stellen sie Gleichheitsbeziehungen auf, deren Vorkommen in der Natur neben den unendlich vielen Möglichkeiten der Ungleichheiten als ein Zufall von unendlich geringer Wahrscheinlichkeit erscheinen konnte. Andererseits zeigen die Gesetze, daß die Rotationsgeschwindigkeit den säculären Veränderungen der Umlaufgeschwindigkeit folgt, daß trotz der säculären Veränderung der Lage der Ekliptik die Neigung des Mondäquators gegen dieselbe sich nicht ändert, und endlich daß der Mondkörper eine starke Präcession zeigt, die gleich dem Nücklauf der Mondknoten ist. Es erleiden also sowol die Umdrehungsdauer, als auch besonders die Lage der Drehungsachse des Mondes im Raume gesetzmäßige, von der Mondbahn abhängige Veränderungen, die darauf hinweisen, daß der Mond sich nicht wie eine homogene Kugel verhält, sondern daß seine Hauptträgheitsmomente von einander verschieden sind und daß daher die Anziehung der Erde die Bewegung um seinen Schwerpunkt beeinflusst; denn sonst müßte die Drehungsachse des Mondes stets sich parallel bleiben.“

Nach Laplace gelten die Gesetze der Mondbewegung eigentlich nur für den mittleren Bewegungszustand, in welchem kleine Schwankungen stattfinden, die man mit der physischen oder wirklichen Libration bezeichnet. Die Abweichungen von dem ersten Gesetz bilden die physische Libration in Länge, die vom zweiten und dritten die physische Libration in Breite.

„Der Beweis der Hauptgesetze nach Laplace beruht darauf, daß die Perioden der kleinsten möglichen Schwankungen sich real ergeben, unter der Bedingung, daß das Hauptträgheitsmoment um die Rotationsachse das größte und daß das um die der Erde zugewendete Achse das kleinste ist. Der Mond, als homogener Körper gedacht, muß also an den Polen abgeplattet und gegen die Erde zu verlängert sein. Durch die Anziehung, welche die Erde auf den so gestalteten Mondkörper ausübt, entstehen die pendelartigen Schwankungen der physischen Libration. Dieselben zerfallen in zwei vollkommen verschiedene Arten, deren Unterschiede hervorzuheben nützlich ist. Die erste Art der Schwankungen entsteht dadurch, daß die der Erde zugewendete Hauptträgheitsachse des Mondes um den Betrag der optischen Libration aus der Richtung der Verbindungslinie Erde-Mond entfernt wird und daß die Anziehung der Erde sie in diese Richtung zurückzuführen strebt. Die optische Libration rührt aber daher, daß der Mond bei gleichmäßiger Rotation Unregelmäßigkeiten in der Umlaufbewegung hat und daß sein Aequator gegen seine Bahnebene geneigt ist. Daher hängt die Dauer und die Höhe dieser Schwankungen von den Ungleichheiten der Mondbahn, ihre Amplitude aber von den Unterschieden der Trägheitsmomente des Mondes ab. Diese Schwankungen können nicht unendlich klein sein, sie müssen nothwendig endliche Amplituden haben, weil die Trägheitsmomente, wie wir gesehen haben, voneinander verschieden sind. Daher habe ich in den „Astronomischen Nachrichten“ Nr. 2761 diese Schwankungen die nothwendige physische Libration genannt. Die Beobachtung ihrer Amplitude lehrt uns die Verhältnisse der Hauptträgheitsmomente des Mondes kennen. Die zweite Art der Schwankungen, die sich denen der ersten Art superponirt, hängt von dem ursprünglichen Bewegungszustand des Mondes um seinen Schwerpunkt ab;

¹ Astronomische Beobachtungen auf der königlichen Sternwarte zu Königsberg, Band 38.

es sind dies pendelartige Schwingungen, deren Dauer von den Trägheitsmomenten des Mondes abhängt. Diese Schwanfungen, welche dort die willkürliche physische Libration genannt wurden, dauern, wenn sie einmal bestehen, mit unveränderlicher Amplitude fort, vorausgesetzt, daß keine Widerstandskräfte auftreten. Doch ist es nicht undenkbar, daß sie erst mit der Zeit durch die Reibung der von der Anziehung der Erde auf dem Monde vor seiner Erstarrung hervorgerufenen Flut unmerklich klein geworden sind. Es ist sogar denkbar, daß der Mond einst eine von seiner Umlaufzeit wesentlich verschiedene Rotation gehabt und uns nach und nach seine ganze Oberfläche gezeigt hat, daß aber die Reibung der Flut auf dem Monde die Umdrehung dem Umlauf allmählich gleich gemacht hat und daß dann eine 90° betragende Libration in Länge auftrat, welche nach und nach so weit abnahm, daß ihre Existenz jetzt erst durch sorgfältige Beobachtungen nachgewiesen werden mußte. Die willkürliche Libration besteht, wie wir sehen werden, aus einer Schwanfung in Länge und aus zwei Schwanfungen in Breite.“

Nun geht Dr. Franz zur Untersuchung der Beobachtungen über, die angestellt wurden, um die Constanten der physischen Libration zu bestimmen. Die besten und ausführlichsten Beobachtungen sind jene von Schlüter, die eben Dr. Franz erst berechnete. Die Beobachtungen Schlüters bestanden in den mittels Heliometer ausgeführten Messungen der Abstände des Kraters Mörting A. von sieben Punkten des erleuchteten Mondrandes, welche einen Fächer von sechs gleichen Winkeln am Krater bilden. Die Beobachtungen erstrecken sich auf die Zeit vom 2. April 1841 bis zum 3. November 1843 und umfassen 158 Beobachtungsätze. Die numerischen Resultate können hier nicht wiedergegeben werden, und es möge genügen anzuführen, daß sich die Neigung des Mondäquators gegen die Ekliptik mit $1^{\circ} 31' 22,1'' \pm 7,3''$ ergab.

Geographische Forschungsthätigkeit in Rußland.

Die Pariser Geographische Gesellschaft hatte bei Vorbereitung des im vorigen Jahre (1889) in Paris stattgehabten internationalen geographischen Congresses die geographischen Gesellschaften eingeladen, dem Congress eine Uebersicht der Thätigkeit vorzulegen, welche in den von ihnen vertretenen Ländern auf dem Gebiete geographischer Forschung in den letzten hundert Jahren entwickelt wurde. Baron Kaulbars, welcher die kaiserlich russische Geographische Gesellschaft auf dem Congress vertrat, hat, diesem Wunsch entsprechend, den erwähnten Bericht verfaßt und sich damit den Dank aller Freunde der geographischen Wissenschaften verdient. Trotzdem der Verfasser in der Vorrede anführt, daß derselbe als ein erster Versuch, die geographische Thätigkeit Rußlands in großen Zügen vorzuführen, unvollständig sei und für die bezeichnete Gelegenheit in Gile verfaßt wurde, finden wir in dem 292 Seiten starken Großoctav-Bande ein reiches Material mit großer Sorgfalt aufgearbeitet, ein Material, wie es wahrlich im Verhältnisse zur wissenschaftlichen Erforschung eines Ländergebietes steht, welches augenblicklich, sich auf drei Continente erstreckend, eine Flächenausdehnung von 22,434,392 Quadratkilometer erreicht.

Dem speciellen Theile ist eine Einleitung vorangeschickt, welche in kurzen Zügen die Geschichte der Terrainaufnahmen in Rußland, zum Zwecke der Erstellung eines Kartenbildes, bis zurück in das 16. Jahrhundert giebt. Baron Kaulbars theilt den Stoff vorerst nach den Urhebern der geographischen Arbeiten in drei Theile: das Kriegsministerium, die Marine und die Forschungsthätigkeit, welche durch die russische Geographische Gesellschaft, die anderen gelehrten Gesellschaften und einzelne Gelehrte entwickelt wurde. Diese Arbeiten werden dann in Unterabtheilungen, welche sich nach den Forschungsgebieten gliedern, vorgeführt. Die Arbeiten des Kriegsministeriums umfassen das europäische Rußland, Kaukasien und Orenburg, Sibirien, Turkestan und Transkaspien, während im Abschnitte „In der Fremde“ („Travaux à l'Étranger“) die Arbeiten in China und Centralasien, Bokhara und China, Persien und Afghanistan, Kleinasien und auf der Balkanhalbinsel aufgezählt werden. Die russische Marine hat ihre Thätigkeit auf ein nicht kleines Terrain ausgedehnt, wir nennen nur: den Arktischen Ocean, die Baltische See und das Schwarze Meer, den Stillen Ocean, die See von Japan, Ochotsk und Bering und die russischen Inlandseen. Die wissenschaftlichen Reisen gelehrter Forscher bedecken das Terrain, welches Kaukasien und Sibirien, die arktischen Regionen, das russische Centralasien, China, Chima, Bokhara und Afghanistan in sich begreift.

Es ist selbstverständlich, daß, da sowol das Forschungsgebiet, als auch die auf demselben entwickelte Thätigkeit riesige genannt werden müssen, bei dem knapp zugemessenen Raume,

¹ Baron Nikolaus Kaulbars: Aperçu des travaux géographiques en Russie. St. Petersburg, Société Impériale Russe de géographie, 1889, 292 p.

wie als solcher selbst der 300 Seiten starke Band anzusehen ist, ein genaueres Eingehen auf die einzelnen Arbeiten unmöglich und auch eine unbedingte Vollständigkeit nahezu ausgeschlossen war. Finden wir aus früheren Jahren auch der Thätigkeit fremder Forscher auf russischen Ländergebieten Erwähnung gethan, so ist dies bei der Ausführung der Arbeiten aus den letzten Jahren weniger der Fall. Mit Recht wurde der letzteren oft in kürzerer Form gedacht, weil als bekannter vorausgesetzt, als der älteren, grundlegenden Thätigkeit. Dabei ist es Kaulbars gelungen, trotz der Unmasse von Daten und Namen den großen Zug der Forschung in den einzelnen Ländergebieten klar hervortreten zu lassen. Berichtigungen oder Ergänzungen sind nur in den seltensten Fällen am Platze, die wenigen, welche in den uns speciell bekannteren kaukasischen Gebieten sich ergeben, sind nur ein Beweis für die kritische Sichtung des ganzen umfangreichen Materials.

Höchst wichtig erscheint uns die Darstellung der Entwicklung der russischen Kartographie, und hieran anschließend, das im vierten Abschnitte gegebene bibliographische Verzeichniß der in Rußland erschienenen Kartenwerke. Gerade der Stand der russischen Kartographie ist im Auslande weniger bekannt, vielleicht theilweise verursacht durch die Anwendung des christlichen Alphabets, und man wird über den Reichthum dieser Arbeiten staunen, welche stetig sich vervollkommen und, wie es Schreiber dieser Zeiten nach Einsichtnahme in die neuesten russischen, noch unpublicirten Aufnahmen schon jetzt anführen kann, gegenwärtig auf eine außerordentlich hohe Stufe, was wissenschaftliche Genauigkeit und vortreffliche technische Ausföhrung betrifft, gebracht wurden. Es ist interessant zu erfahren, daß die älteste Karte Rußlands, welche man kennt, 1525 durch einen venetianischen Geographen Battista Agnese publicirt wurde. Dieser Karte folgt dann 1555 die des Danziger Senators Wid, 1544 die Karte von Münster, welche die Grundlage für die dem russischen Reisewerke Herberstein's beigegebenen Karten (1549, 1551 und 1557) bildeten. Erst nach der Gründung der Petersburger Akademie der Wissenschaften im Jahre 1725 wurden die ersten astronomischen und trigonometrischen Beobachtungen ausgeführt. Mit Ende des 18. Jahrhunderts ist das russische Reich in großen Zügen kartographisch dargestellt. Die zur Erkenntniß des Landes führende wissenschaftliche Bewegung, welche eigentlich unter Peter dem Großen systematisirt und unter Katharina II. eifrig fortgesetzt wurde, stand nicht mehr stille, auch nicht während der großen Kriege zu Anfang dieses Jahrhunderts, denn deren Einfluß verspürten — wie Kaulbars sagt — nur die westlichen Provinzen; im Centrum und überhaupt im Diten des Reiches nahmen die Forschungen und Expeditionen ungestört ihren Fortgang, eine Folge der von anderen Ländern so verschiedenen geographischen Configuration Rußlands. Ein alphabetisches Namensregister am Schlusse des Bandes erleichtert das Benutzen des Werkes, welches einen wichtigen Beitrag zur Geschichte der geographischen Forschung und der Kartographie bildet.

Dbeffa.

D — 4.

Politische Geographie und Statistik.

Die Eisenbahnen der Erde.

Dem Mai-Zuniheste 1889 des „Archivs für Eisenbahnwesen“ entnehmen wir über die Entwicklung des Eisenbahneztes der Erde in den Jahren 1883 bis 1887 folgende Angaben:

Am Schluß des Jahres 1887 waren auf der Erde im ganzen 572.872 Kilometer Eisenbahnen im Betriebe. Davon kamen

auf Europa	207.806 Kilometer
„ Amerika	290.155 „
„ Asien	26.898 „
„ Afrika	7.716 „
„ Australien	15.297 „

In den fünf Jahren von 1883 bis 1887 hat die Zunahme an Eisenbahnlängen im ganzen 104.662 Kilometer oder 23,6 Procent betragen. An dieser Zunahme hat Amerika den größten Antheil; sie betrug für diesen Erdtheil 64.917 Kilometer (28,8 Procent). Davon kommen

auf die Vereinigten Staaten	49.854 Kilometer
„ Britisch-Nordamerika	5.843 „
„ die Argentinische Republik	2.946 „
„ Brasilien	2.829 „
„ Mexiko	1.722 „
„ Chile	1.038 „

Zu zweiter Linie hat Europa mit 24.796 Kilometer oder 13,6 Procent zu dem bedeutenden Zuwachs des Eisenbahnnetzes der Erde beigetragen; für Deutschland allein beträgt die Vermehrung 3792 Kilometer oder 10,6 Procent.

Der Zuwachs an Eisenbahnlinien in Asien betrug 6015 Kilometer oder 36,1 Procent; derselbe ist namentlich durch den weiteren Ausbau des Eisenbahnnetzes in Britisch-Indien, sowie durch den Bau der transaspiatischen Eisenbahn herbeigeführt worden.

In Afrika hat das Netz der englischen Capcolonien einen Zuwachs von 848 Kilometer oder 43,2 Procent erfahren, während das Eisenbahnnetz von Algier und Tunis um 701 Kilometer oder 39,4 Procent an Ausdehnung gewonnen hat.

Australiens Eisenbahnen haben eine Erweiterung von 4937 Kilometer oder 47,7 Procent erfahren; der größte Theil davon mit 1150 Kilometer oder 54,1 Procent entfällt auf Neu-Süd-Wales, während Queensland mit einer Zunahme von 1100 Kilometer oder 68,8 Procent an zweiter Stelle erscheint.

Das europäische Eisenbahnnetz gliederte sich Ende 1887 wie folgt:

		das ist auf	
	100 Quadratkilometer	10.000 Einwohner	
1. Deutschland	39.785 Kilometer	7,4 Kilometer	8,4 Kilometer
2. Oesterreich-Ungarn	24.432 "	3,6 "	5,9 "
3. Großbritannien	31.521 "	10,0 "	8,4 "
4. Frankreich	34.208 "	6,5 "	9,0 "
5. Rußland	28.517 "	0,5 "	3,2 "
6. Italien	11.759 "	4,1 "	3,9 "
7. Belgien	4.760 "	16,1 "	8,1 "
8. Niederlande (mit Luxemburg)	2.957 "	8,3 "	6,4 "
9. Schweiz	2.919 "	7,1 "	9,9 "
10. Spanien	9.309 "	1,9 "	5,5 "
11. Portugal	1.804 "	2,0 "	3,8 "
12. Dänemark	1.965 "	5,1 "	9,3 "
13. Norwegen	1.562 "	0,5 "	8,0 "
14. Schweden	7.379 "	1,6 "	15,6 "
15. Serbien	517 "	1,1 "	2,7 "
16. Rumänien	2.405 "	1,9 "	4,5 "
17. Griechenland	613 "	0,9 "	2,9 "
18. Europäische Türkei	1.394 "	— "	— "

Die stärkste Entwicklung im Verhältnis zur Flächengröße zeigen hiernach Belgien und Großbritannien. Bei Vergleichung der Eisenbahnlängen mit der Volkszahl erscheinen natürlich die dünn bevölkerten Länder besser ausgestattet als die volkreicheren, weshalb Schweden mit 15,6 Kilometer Eisenbahnen auf je 10.000 Einwohner in dieser Beziehung die erste Stelle einnimmt.

In den übrigen vier Erdtheilen vertheilen sich die oben angegebenen Gesamtlängen der am Schlusse des Jahres 1887 vorhanden gewesenen Eisenbahnlinien folgendermaßen:

In Amerika entfielen von der oben angegebenen Gesamtlänge des Eisenbahnnetzes von 290.155 Kilometer

auf die Vereinigten Staaten	241.210 Kilometer
" Britisch-Nordamerika	19.883 "
" Mexiko	6.562 "
" Mittelamerika	800 "
" Columbien	265 "
" Cuba	1.600 "
" Venezuela	293 "
" die dominicanische Republik	80 "
" Puerto Rico	18 "
" Brasilien	7.929 "
" Argentinien	6.446 "
" Paraguay	72 "
" Uruguay	556 "
" Chile	2.838 "
" Peru	1.347 "
" Bolivia	70 "
" Ecuador	151 "
" Britisch-Guayana	35 "

In Asien mit insgesammt 26.898 Kilometer steht Britisch-Indien mit 22.665 Kilometer an der Spitze. Es folgen dann Transkaspien mit 1277 Kilometer, Niederländisch-Indien mit 1160 Kilometer, Japan mit 736 Kilometer u. s. w.

Von den 7716 Kilometer Eisenbahnen in Afrika entfielen auf die Capcolonie 2795 Kilometer, Algier und Tunis 2480 Kilometer, Aegypten 1500 Kilometer, Natal 350 Kilometer, Mauritius, Réunion u. s. w. 591 Kilometer.

In Australien vertheilte sich die gesammte Bahnlänge von 15.297 Kilometer in folgender Weise:

Neu-Seeland	2.900	Kilometer
Victoria	3.085	"
Neu-Süd-Wales	3.276	"
Südaustralien	2.340	"
Queensland	2.700	"
Tasmania	700	"
Westaustralien	296	"

(B.)

Nationalreichtum. Die sechs ihrer commerciellen und politischen Lage, sowie ihrem Einflusse auf den Gang der Geschichte der Welt nach größten Staaten sind Großbritannien, Deutschland, Frankreich, Rußland, Oesterreich-Ungarn und die Vereinigten Staaten. Der Gesamt-Nationalreichtum dieser sechs Staaten beträgt circa 736.820.000.000 Mark, und diese enorme Summe vertheilt sich auf die einzelnen Staaten wie folgt:

Vereinigte Staaten	174.568,000.000	Mark
Großbritannien	173.464,000.000	"
Frankreich	143.592,000.000	"
Deutschland	117.612,000.000	"
Rußland	68.536,000.000	"
Oesterreich-Ungarn	59.048,000.000	"
Total	736.820,000.000	Mark

Die Vereinigten Staaten stehen also auch in dieser Liste — wie in so vielen anderen — obenan. Gro.

Die Einwanderung in die Vereinigten Staaten von Amerika. Von dem statistischen Bureau zu Washington ist eine Zusammenstellung der Daten über die Einwanderung nach den Vereinigten Staaten von Amerika seit dem Jahre 1820 veröffentlicht worden. Darnach hat die Gesamtzahl der Ankömmlinge von 1820 bis 1867 und der eigentlichen Einwanderer von 1868 bis einschließlich 1888 etwa 15 Millionen betragen. Hiervon stammten aus Großbritannien und Irland etwa 6 und aus Deutschland etwa $4\frac{1}{3}$ Millionen. Während die Einwanderung nach den Vereinigten Staaten bis zum Jahre 1840 verhältnismäßig noch schwach war, hat dieselbe seitdem größere Dimensionen angenommen. Sie betrug 1841 bis 1850 etwa $1\frac{2}{3}$, 1851 bis 1860 $2\frac{1}{2}$, 1861 bis 1870 $2\frac{1}{2}$, 1871 bis 1880 3, 1881 bis 1888 $4\frac{1}{3}$ Millionen. Am stärksten war die Einwanderung im Jahre 1882, wo 788.992 Einwanderer landeten, am schwächsten im Jahre 1823, wo 6355 Fremde ankamen. Unter den Häfen der Vereinigten Staaten steht New-York bezüglich des Einwandererverkehrs obenan; im Jahre 1888 landeten daselbst nahezu 80 Procent aller europäischen Einwanderer. New-York zunächst kommen, und zwar in der Reihenfolge des Jahres 1888, Boston, Philadelphia, Baltimore, Key West, New-Orleans und San Francisco. Was die Nationalität der Einwanderer betrifft, so sind unter denselben die Engländer am stärksten vertreten. Bis zu den Sechzigerjahren betrug die Einwanderung aus Großbritannien und Irland durchschnittlich etwas über die Hälfte der Gesamtzahl. Seitdem ist die Zahl der englischen Einwanderer etwas gesunken und in der Periode 1881 bis 1888 sogar vor der deutschen Einwanderung, die sonst der britischen am nächsten kam, um ein Geringes übertroffen worden. Die deutsche Einwanderung stellte sich 1820 bis 1830 auf 6761, 1831 bis 1840 auf 152.454, 1841 bis 1850 auf 434.626, 1851 bis 1860 auf 951.667, 1861 bis 1870 auf 822.007, 1871 bis 1880 auf 757.698, 1881 bis 1888 auf 1,256.005, im ganzen 1821 bis 1888 auf 4.381.218 Personen.

Zur Lage der Colonie Algerien. In der Eröffnungsitzung des oberen Rathes Algeriens hielt Herr Firman einen interessanten Vortrag über die wirtschaftliche Lage der Colonie, welchem wir einige Angaben entnehmen, die eine klare Idee von den Fortschritten derselben geben. Die europäische Bevölkerung, die 1881 nur 376.000 Bewohner zählte, hat sich 1886 auf 422.000 Seelen gehoben; es ist dies eine Vermehrung von 46.000 Seelen oder 12 Procent in fünf Jahren. Von 1881 bis 1888 ist der Flächeninhalt des Privatbesizes um 615.000 Hektar, die Anzahl der Bevölkerung um 527.000 Köpfe gestiegen. Die Staatseinnahmen

betragen während der Periode 1875/81 194,000.000 Francs, sie haben von 1882 bis 1888 die Ziffer von 256,000.000 erreicht, was eine Mehreinnahme von 62,000.000 Francs oder 32 Procent ergibt. Im Jahre 1881 ward der Weinstock auf 28,000 Hektar cultivirt und erzeugte nur 288,000 Hektoliter Wein; im Jahre 1888 bedeckte er 103,000 Hektare, die eine Ernte von 2,800,000 Hektoliter lieferten. So hat der Weinbau sich innerhalb sieben Jahre im Flächeninhalt vervierfacht, im Ertrag verzehnfacht. Innerhalb derselben Periode stieg der Bestand an verschiedenen Arten Vieh von 11,000,000 auf 17,000,000 Stück. Die Länge der verschiedenen, dem Betriebe übergebenen Eisenbahnen erhob sich von 1235 auf 2555 Kilometer, ihr Ertrag von 14,000,000 auf mehr als 20,000,000 Francs. Der Handel repräsentirte in der Periode 1875/81 eine Ziffer von 2,816,000,000, Francs, während derselbe in den letzten sieben Jahren auf 3,191,000,000 stieg. Endlich hat sich in den letzten sieben Jahren der Schiffsverkehr gegen die vorhergehende Periode von 3,750,000 Tonnen (à 20 Centner) auf 9,500,000 Tonnen gehoben. Die Zukunft bietet daher die besten Aussichten für die algerische Colonisation. Berghaus, Major a. D.

Zur Bevölkerungsstatistik Hamburgs. Nach den Ermittlungen, welche das statistische Bureau der Steuerdeputation im December 1889 vorgenommen hat, betrug damals die Einwohnerzahl Hamburgs 540,595 Köpfe. Ueber das stetige Wachsthum der Bevölkerung geben folgende Zahlen Aufschluß: 1880 406,857, 1885 467,468, 1886 477,938, 1887 492,518, 1888 516,070, 1889 540,595 Bewohner. Das entspricht also in dem letzten Jahre einer Zunahme von 24,425 Seelen oder 4,73 Procent. An derselben participiren die Stadttheile St. Georg und St. Pauli mit nur 960, während die verschiedenen Vororte mit 23,465 Seelen daran betheiligt sind. Dagegen hat die innere Stadt eine Abnahme von 2000 ihrer Bewohner zu verzeichnen. Der Grund hiervon liegt in den durch die großen Hafengebauten hervorgerufenen Dislocirungen. W. Heng.

Einwohnerzahlen der australischen Hauptstädte 1888. Die Einwohnerzahl der Hauptstädte der australischen Colonien, mit Einschluß der Vorstädte im Umkreise von 16 Kilometer, war am Schlusse des Jahres 1888 folgende: Melbourne (Colonie Victoria) 427,709, Sydney (Colonie Neu-Süd-Wales) 391,546, Adelaide (Colonie Südaustralien) 119,465, Brisbane (Colonie Queensland) 84,000, Hobart (Colonie Tasmanien) 34,417, Wellington (Colonie Neu-Seeland) 31,200 und Perth (Colonie Westaustralien) 9500. Gr.

Kleine Mittheilungen aus allen Erdtheilen.

Europa.

Projectirter Canal zwischen Venedig und Spezia. Der „Revue du Cercle Militaire“ zufolge soll in Italien der Bau eines Canals beabsichtigt sein, welcher Venedig mit dem Golf von Spezia verbinden wird. Der Canal soll von Venedig durch die Lagunen zum Novissimo-Canal und über Giarola geführt werden, die Apenninen beim Monte Boraccio in einer Höhe von 324 Meter überschreiten und über Fornola den Golf von Spezia erreichen. Bei einer Gesamtlänge von 274 Kilometer wird der Canal, um die Durchfahrt der größten Schiffe zu ermöglichen, eine Normalbreite von 75 Meter erhalten; die geringste Breite der Einschnitte wird 27 Meter an der Oberseite und 25 Meter an der Sohle betragen. Um die Höhe von 324 Meter von der venetianischen Seite aus zu erreichen, sind 36 Schleusen nothwendig, und 37 Schleusen, um von dieser Höhe zum Niveau des Tyrhenischen Meeres zu gelangen. Die Kosten sind auf 1,300,000,000 Lire veranschlagt.

Vulcanausbruch in der Emilia. Die 8 Kilometer von Reggio d'Emilia gelegene Queccia de Salsa, einer der mittelmittelitalienischen Schlammvulcane, scheint neuerdings die Natur eines wirklichen Vulcans entwickeln zu wollen. Es wird berichtet, daß derselbe sowol Steine und Asche als auch Lava ausgeworfen habe, und die Bewohner von Reggio sind dadurch in große Erregung versetzt.

Asien.

Archäologische Forschungs-Expedition nach Syrien. Eine vom Berliner Orientcomité ausgesandte Expedition ist Anfangs Januar dieses Jahres nach ihrem Bestimmungsort Sindscherli in Syrien abgegangen. Die Expedition besteht aus Professor Dr. Gutting aus Straßburg, Privatdocent Dr. v. Luschan aus Berlin und Baumeister Koldewey. Dr. Gutting hat bereits

vor einigen Jahren eine Reise durch Arabien trotz mannigfacher Fährlichkeiten glücklich zu Ende geführt. Dr. v. Luschan ist derselbe Gelehrte, welcher nach der Erkrankung Humann's die Leitung der vorjährigen Ausgrabungen in Soudscherli zu übernehmen hatte. Koldewey hat im Verein mit Dr. Moriz vor mehreren Jahren Ausgrabungen in Babylonien vorgenommen. Die Resultate der vorjährigen Ausgrabungen sind ziemlich erheblich, viele Reliefs, eine assyrische und eine aramäische Stele befinden sich zur Zeit in der vorderasiatischen Abtheilung des Berliner Museums.

Perlenfischerei auf Ceylon. Die Perlenfischerei auf Ceylon hatte im abgelaufenen Jahre einen recht guten Erfolg. Allein während 22 Tagen wurden 11,000,000 Muscheln durch 50 Taucher an die Meeresoberfläche befördert. Der Ertrag der ganzen Saison wurde zum Preise von 24 Mark für 1000 Muscheln verkauft. Davon bekam die Regierung 20,000 Pfund Sterling, die Taucher 6400 Pfund Sterling. Die größten Perlen sind in Ceylon 40 bis 50 Pfund Sterling werth, welcher Preis aber in Europa oft auf das Dreifache steigt.

Dr. Buchner's australisch-asiatische Reise. Dr. Max Buchner, Director des ethnographischen Museums in München, hat zu einer anderthalbjährigen Reise Deutschland vor etwa 18 Monaten verlassen und behufs ethnographischer Sammlungen für das Münchener Museum zuerst das australische Festland, dann Deutsch-Neu-Guinea, den Bismarck-Archipel, Neu-Zealand, Hongkong, Japan besucht und sich schließlich nach Peking gewandt. Von Schanghai setzte er seine Reise nach Kanton, Singapore und Ceylon fort und von dort nach Deutschland. Dr. Buchner trat seine erste Forschungsreise um die Welt im Jahre 1875 an, während der er namentlich auf verschiedenen Inselgruppen der Südsee längeren Aufenthalt nahm. Im Jahre 1879 ging er im Auftrage der afrikanischen Gesellschaft in Deutschland nach dem äquatorialen Westafrika, um dem Miata Zamvo Geschenke dieser Gesellschaft zu überbringen, und kehrte nach halbjährigem Aufenthalt nach der Westküste zurück. Im Jahre 1882 traf Dr. Buchner in Europa ein und ging 1884 in Begleitung Nachtigal's nochmals nach Westafrika, wurde von Nachtigal provisorisch zum Consul in Kamerun eingesetzt und kehrte 1885 nach Deutschland zurück. Gemeinsam mit Nachtigal schloß er 1884 den Schutzvertrag des Deutschen Reiches mit Togoland ab.

Eisenbahnban in China. Die Eisenbahnstrecke Tongschan-Kaiping, etwa 1½ deutsche Meilen lang, wurde am 29. November 1889 dem öffentlichen Verkehr übergeben. Damit scheinen die Nachrichten aus jüngster Zeit, welche von dem Einstellen des gesamten Bahnbau's in China zu berichten wußten, widerlegt, wie denn auch verlautet, daß eben eine Concession zum Baue weiterer Bahnstrecken erteilt worden sei, mit dem einzigen Vorbehalte, daß beim Baue bloß chinesisches Geld herangezogen werden dürfe.

Vulcanausbruch in Japan. Der Vulcan Shiranesan, welcher sich von den Ufern des Chuzenjijees, in der Nähe von Nikko im Norden der Insel Nippon, bis zu einer Höhe von 2760 Meter erhebt, brach am Morgen des 5. Januar d. J. aus. Die Ache wurde mehrere Meilen weit geworfen, doch richtete sie keinen nennenswerthen Schaden an. Die letzten Ausbrüche dieses Vulcans ereigneten sich in den Jahren 1649, 1871 und 1872.

Finländische Jenissei-Expedition. Von der finländischen Expedition nach dem Jenissei im Ende Januar folgende Meldung über neue archäologische Funde aus Minusinsk vom 3./15. October 1889 eingegangen: „Dr. Heikel hat den Grabhügel mit Inschriften am Tschabrä untersucht und Gegenstände aus Gold und Eisen gefunden. Jedentweg hat die Hauptstadt Tschingischans in der Mongolei und jenisseische und chinesische Inschriften entdeckt.“ Der von Dr. Heikel untersuchte Grabhügel am Tschabrä, einen in den Jenissei mündenden Arm des Katansinjes, liegt ungefähr 30 Werst westlich von Minusinsk. Die Inschrift auf einem der um den Hügel errichteten Male wurde Anfangs September von Aspelin und Süllmann entdeckt und gab Veranlassung zur Ausgrabung des Hügels durch Heikel. Jedentweg ist Redacteur der Zeitschrift „Sibirskaja Dobsraenie“ und wurde bekannt durch seine Schriften über Sibiriens Vorseit und ethnographische Verhältnisse. Seine Entdeckung von jenisseisch-chinesischen Inschriften in der alten Hauptstadt der Mongolei dürfte vielleicht zum vollständigen Verständniß der bisher noch räthselhaften, am Jenissei gefundenen Inschriften führen.

Kanaff. Eine neue Gewebepflanze ist an den Ufern des Kaspiischen Sees entdeckt worden. Man nennt sie Kanaff. Dem englischen Chemiker und Ingenieur Bradenbury ist es gelungen, aus den Fasern dieser Pflanze einen vortrefflichen, weichen, elastischen und atlasartig glänzenden Textilstoff zu gewinnen. Der Faden ist fest und zähe, kann gebleicht und gefärbt werden. Wegen seiner ungemainen Wohlfeilheit und seiner außerordentlichen Dauerhaftigkeit eignet sich das aus der Faser der Kanaffpflanze hergestellte Gewebe zur Verarbeitung zu

Säcken, Stricken und Packtuch und vermag hierin jeder Concurrenz zu trotzen. Kanaff ist widerstandsfähiger als Hanf und hat dabei ein kleines specifisches Gewicht. Wenn sich der vortheilhafte Ruf des neuen Gewebestoffes bestätigt, so dürfte er auf dem russischen Markte recht bald einen hervorragenden Platz beanspruchen.

Afrika.

Französisch-Afrika. Der Senegalgouverneur berichtet an den Unterstaatssecretar der Colonien, daß eine neue Erforschung des Niger zwischen der französischen Niederlassung Bamako und Timbuku durch das französische Kanonenboot „Le Mage“ mit vollständigem Erfolge durchgeführt worden sei. Dieses kleine Fahrzeug, welches zu der Flottille gehört, die die Verwaltung der Colonien auf diesem Theile des Niger unterhält, verließ unter dem Commando des Schiffslieutenants Zaine und begleitet von dem Kanonenboot „Niger“ am 16. September 1889 Kulikoro. Diese beiden Kanonenboote langten am 21. September zusammen in Mopti an, wo der „Niger“ in Folge einer Beschädigung der Maschine zurückbleiben mußte. Der „Mage“ setzte seine Fahrt am 26. fort und erreichte am 3. October die Mitte von Koriouneh, das auf geringe Entfernung von Kabara, dem Hafen von Timbuku, liegt; dort langte er am nächsten Tag an. Nach einem Aufenthalt von 48 Stunden trat Lieutenant Zaine aus Furcht, daß ihm beim Fortleben der Reise das Brennmaterial ausgehen könne, am 5. October die Rückfahrt an, durchquerte wiederum ohne Hindernisse den See von Deboe und befand sich, ohne eine Havarie erlitten zu haben, am 12. in Mopti, am 25. October in Kulikoro. Die Reise hatte hin 19 und zurück 20 Tage gedauert, in 39 Tagen hatte man gegen 1600 Kilometer zurückgelegt. Das französische Kanonenboot fand auf seiner ganzen Reise seitens der eingeborenen Stämme, welche sich zum Ufer drängten und über die Schnelligkeit, mit welcher die Reise vor sich ging, ganz erstaunt waren, die beste Aufnahme. Diese Erforschung, die diejenige ins Gedächtnis zurückruft, welche der Schiffslieutenant Caron im Jahre 1887 ausführte, gereicht dem leitenden Marineofficier zur hohen Ehre. Ihr Ausgang liefert einen Beweis für die völlige Ruhe des Landes und die Leichtigkeit der Verbindungen mittels des großen Sudanstromes, auf welchem Frankreich seit mehreren Jahren die besten Erfolge bezüglich der Ausdehnung seines Einflusses in diesem Theile Afrikas geerntet hat. Die Thatsache, daß die französische Flagge auf dem mittleren Niger weht, ist zweifelsohne für die weitere Ausdehnung des französischen Einflusses in Afrika sehr günstig. Man könnte indessen die Frage aufwerfen, ob dieses Resultat, welches erst wirklich von praktischem Nutzen sein wird, sobald eine Verbindungsstraße zwischen der Küste und dem schiffbaren Theile des Niger hergestellt ist, nicht etwas theuer durch die erfolglos bei den Unternehmungen nach dem oberen Laufe verschlungenen Summen erkauft ist. Es steht gegenwärtig fest, daß die Straße von Hayes nach Bamako, welche die Eisenbahn ersetzen sollte niemals in Betrieb gesetzt und dem Verkehr übergeben werden wird.

Berghaus, Major a. D.

Triviers über die französischen Colonien Gabun und Congo. Der Forschungsreisende Triviers, welcher, wie wir bereits mitgetheilt haben (vgl. „Rundschau“ XII, S. 232), Afrika gleichzeitig mit Stanley nur in Begleitung Weissenburger's und zweier Schwarzen in 356 Tagen durchquerte, ist bereits in Marseille eingetroffen. Nach seiner Ansicht seien die französischen Colonien Gabun und Congo nur Versorgungsstellen für Beamte und verursachen große und unnütze Kosten. Für Handel und Gewerbe sei dort nichts zu holen, die Production sei gleich Null und das Klima mörderisch. Wenn man Europäer dorthin schicken wolle, baue man vor allem einen großen Friedhof für sie. Die französischen Beamten seien gegen ihn äußerst ungefällig gewesen und haben sich am Congo selbst geweigert, ihm Transportmittel zu schaffen. Alle auf die Erschließung Centralafrikas verwendeten Gelder hält Triviers für verloren, nur die Geographie und Wissenschaft können dadurch gewinnen. Die Eingeborenen seien europäischer Cultur durchaus unzugänglich. Eine transafrikanische Eisenbahn sei eine Utopie.

Joureaux's Forschungsreise in das Schaumbäas-Land. Der kühne Afrikareisende Ferdinand Joureaux ist nur mit wenigen Eingeborenen von Bizra Ende Januar dieses Jahres von Wargla aus nach dem noch unerforschten Schaumbäas-Land aufgebrochen. Doubts und die Expedition Flatters sind in jener Gegend von den Tuaregs getödtet worden; kein französischer Reisender ist bisher von dort aus zurückgekehrt. Die Geographische Gesellschaft, sowie das Kriegsministerium haben dem verwegenen Forscher entschieden abgerathen.

Nachrichten von Dr. Zintgraff. Dr. Zintgraff ist nach einer telegraphischen Meldung aus St. Thomé vom 8. Januar nach Kamerun von seiner zweimaligen Durchquerung des Adamanagebietes zurückgekehrt. Aus einem Privatbriefe Dr. Zintgraff's an seine Eltern ist zu melden, daß sein Zug von Gafcha nach Zola am Venué dreißig Tage gedauert hat;

derselbe war hauptsächlich zu dem Zwecke unternommen, um den mächtigen Häuptling von Zola, dessen Einfluß sich weit nach Süden erstreckt, zu besuchen und hier Unterstützung für seine weiteren Pläne zu erhalten. Der Reisende schreibt: „Hier in Gascha bei dem mächtigen Häuptlinge Sambo gefällt es mir sehr gut. Er ist ein sehr intelligenter Mann und hat mir zwei Ochsen und ein Pferd geschenkt. Aber die Regenzeit hat mittlerweile begonnen, und da muß man sorgen, daß man unter Dach und Fach kommt. In dem hiesigen Lande lebt es sich prächtig; jeden Tag ist auf dem Markte frisches Fleisch, frische Butter, frische Milch, gutes Mehl und guter Reis zu haben, so daß mir in Bezug auf die Stillung eines guten Appetits nichts abgeht.“

Ugueno. Dr. Hans Meher und L. Burtscheller stiegen nach ihren Wanderungen und Besteigungen im Kilima-Ndscharogebiet südwärts in die Landschaft Kaba hinab, um von da nach Ugueno, dem bergigen, durchschnittlich 1400 Meter (Gipfel von 1330 und 1740 Meter wurden zur Orientirung bestiegen) hoch gelegenen Lande im Winkel zwischen Kilima-Ndscharo und Dschibese vorzudringen. Ugueno kann wegen seiner Höhenlage und Bewässerung als ein wirtschaftlich besonders werthvoller Theil des deutschen Schutzgebietes angesehen werden, war aber in dem ungemein wildreichen, steppenhaften westlichen Theil noch nie von einem Europäer besucht worden. Nur Kersten hat von der Landschaft Uangi, die im Süden liegt, Bericht gegeben. Die im Norden wohnenden Dschagga scheinen gewohnheitsmäßige Raubzüge hierher zu unternehmen, wodurch weite Gebiete entvölkert sind, während der Rest der Bevölkerung sehr mißtrauisch ist. Im Süden, bis wohin diese Raubzüge nicht dringen, wo vielmehr friedlicher Verkehr stattfindet, erwies sich das Land besser bebaut, bevölkerter, die Leute entgegenkommender. Der Boden ist Gneiß, scheint reich an Eisenerz, ist größtentheils anbaufähig, der menschenleere Nordwesten und die Randberge sind bewaldet. Die Wa-Ugueno sind den Wasambara nächstverwandt. Politisch ist der Norden als Raubgebiet Mandara's anzusehen, während die Mitte und der Süden dem Häuptling Naguru von Uangi gehören. Nachdem so ein schönes Stück Deutsch-Ostafrika erschlossen, auch kartographisch aufgenommen worden war, wandten sich die Reisenden zum Kilima-Ndscharo zurück, um die Westseite des Gebirges zu erforschen. Eigentliche Besteigungen, die vom oberen Urwald der Dschagga-Landschaft Kiboso her unternommen werden sollten, scheiterten an den täglich um Mittag einsetzenden Gewitterstürmen der Regenzeit. Doch konnte von Madschame aus die Westseite im allgemeinen aufgenommen werden. Hauptsächlich beschäftigte sich dabei die in den Hochregionen gewonnene Anschauung von dem Ausstreten des Hauptgletschers aus der westlichen Kraterpalte, und diesem entspringt der Weru-Werifluß, ein Hauptarm des Pangani. Die Reisenden erreichten über Mamba und Taveta am 14. December 1889 Mombassa und hofften, Ende Januar in der Heimat zurück zu sein.

Zachrisson's Afrika-Expedition. Der schwedische Afrikaforscher Nils Zachrisson, der seit einigen Wochen in Hamburg weilt, um als Präsident des skandinavischen Antislavereivereins eine Expedition nach Afrika auszurüsten, erhielt von Stanley aus Kairo ein Telegramm, worin dieser ihm mittheilt, daß er im Laufe des Monats März nach Berlin kommen werde. Er ladet Zachrisson, mit dem er bereits von 1880 an drei Jahre in Afrika gereist, ein, nach Berlin zu kommen und dort noch vor der Abreise seiner Expedition eine Berathung zu pflegen; die Expedition wird aus fünf Officieren und 105 Scandinaviern, größtentheils Handwerkern, sowie aus vier hannoveranischen und holsteinischen Landmessern und Gärtnern bestehen. Die Expedition führt auch das nöthige Material zur Legung einer Telegraphenleitung von der Mündung des Congo zu dem Stanley-Pool mit sich.

Missionsreise nach Südafrika. Ende Januar 1890 trat Professor Vater Menyhart, der sich viele Jahre in Ungarn, besonders unter der Obhut des Cardinals Hahnald, zum Botaniker und Geographen herangebildet hatte, über Lissabon eine Reise nach Südafrika an, wo er sich am oberen Zambezi in einer noch völlig unerforschten Gegend als Missionär und wissenschaftlicher Beobachter mit mehreren anderen Genossen aus Oesterreich und Portugal niederzulassen gedenkt. Professor Kerner v. Marilaum, der Präsident der Wiener Geographischen Gesellschaft Hofrath v. Hauer, sowie diese letztere selbst und die militärischen Institute der Monarchie haben dem gelehrten Jesuiten Unterstützung angedeihen lassen. Professor Menyhart ist mit wissenschaftlichen Instrumenten wohl versehen und hat die Absicht, das gesammte Material der Wiener Geographischen Gesellschaft einzusenden. Bekanntlich sind am oberen Zambezi nur wenige französische und englische Missionäre thätig.

Britische Forschungsreise in Südafrika. Im Auftrage der britischen südafrikanischen Gesellschaft hat sich Capitän G. P. Hofse Anfangs Februar dieses Jahres nach Südafrika begeben, um gemeinsam mit Herrn Selous das Maschonaland und den Zambebidistrict zu erforschen.

Dr. Simony auf den canarischen Inseln. Professor Dr. Oskar Simony aus Wien, welcher, wie wir seinerzeit berichteten, am 1. Juli 1889 seine zweite Reise nach den Canarien angetreten

hatte, verweilte zunächst einen Monat auf Teneriffa, während welcher Zeit er die im Jahre 1888 von ihm noch nicht betretenen Theile der Insel durchwanderte. Wieder bildeten eingehende Aufnahmen aller naturwissenschaftlich bedeutsamen Landschaftstheile neben dem Sammeln zoologischer, botanischer und geologischer Objecte die Hauptaufgabe. Am 13. August brach Simony nach Palma auf. Hier wurde zunächst eine volle Woche den Untersuchungen und Aufnahmen der berühmten Caldera und ihren nächsten Umgebungen gewidmet. Die auf dieser aufstrengenden Tour erzielten sehr zahlreichen Photographieen werden die bisher gangbaren Vorstellungen über die Gestaltung dieses derzeit noch bis zu 2300 bis 2500 Meter sich erhebenden, aber allem Anscheine nach schon bleibend geschlossenen Riesentraters sehr wesentlich berichtigen. Zahlreiche Excursionen nach anderen Theilen der Insel brachten gleichfalls wesentliche Bereicherungen an instructiven Landschaftsbildern und verschiedenen Naturalien. Besonders ergebnisreich war eine von Palma aus unternommene Expedition nach der ebenfalls vulcanischen, bis zu 1400 Meter sich erhebenden Insel Hierro. Zunächst bot sich auf derselben wieder Gelegenheit zur Aufnahme einer Caldera von allerdings nur bescheidenen Dimensionen, ferner zur Untersuchung einer merkwürdigen, mit stalaktitenförmigen Schlackengebilden ausgekleideten Lavahöhle. War die botanische Ausbeute auf diesem durch den sommerlichen Sonnenbrand der blüthengeschmückten Kräuterdecke bereits fast völlig beraubten, nun ganz wüßt aussehenden vulcanischen Boden eine sehr kümmerliche geworden, so wurde Simony dagegen durch die Acquisition einer zoologischen Rarität ersten Ranges, nämlich mehrerer lebender Exemplare des *Lagarto grande*, erfreut. Diese große, dem Monitor niloticus nahe stehende Eidechsenart scheint, nach den Mittheilungen der Eingeborenen zu schließen, vormals über alle canarischen Inseln verbreitet, derzeit schon nahezu völlig ausgerottet und gegenwärtig auf ihre letzte Zufluchtsstätte, den meerumfluteten Moque del Salmore nächst Hierro, beschränkt zu sein. Am 6. September schiffte Simony von Palma nach der Insel Gomera über, welcher er ebenfalls einen längeren Aufenthalt widmete.

Amerika.

Eine Büffelfarm. In Garden-City im Staate Kansas hat ein speculativer Kopf eine große Büffelfarm angelegt, auf welcher er diese in den Vereinigten Staaten fast gänzlich ausgerottete Thiergattung züchtet. Er hat erst kürzlich in Manitoba in Canada 24 Büffel, und zwar zu dem hohen Preise von 500 Dollars für das Stück, erworben. Der Büffel ist von Natur nicht bössartig, aber ein gefährlicher Gegner, wenn er verfolgt oder gar verwundet wird; trotz des unförmigen Baues besitzt er eine unglaubliche Schnelligkeit und ebenso große Ausdauer; um ihn einzuholen, bedarf der Jäger eines sehr guten Pferdes. Im freien Naturzustande ist er außerordentlich scheu, das Einfangen und der Transport nach den Bahnhöfen sind daher ein schweres, gefährliches Stück Arbeit. Die Büffelfarm in Kansas macht gute Geschäfte; die Thiere gedeihen dort. Die Menagerien ergänzen ihren Bedarf von da und müssen selbstverständlich enorme Preise zahlen.

Der tiefste Schacht Amerikas. Der tiefste Schacht auf dem amerikanischen Continent befindet sich in der Nähe von Virginia-City in Nevada. Er ist 945·5 Meter tief. Der „Abalbertschacht“ bei Przibram in Böhmen, gegenwärtig der tiefste Schacht überhaupt, welcher im Jahre 1883 eine saigere Tiefe von 1070,2 Meter erreichte, ist nur noch 124,7 Meter tiefer. Gro.

Eine neue Secte in Amerika. In Kansas-City ist angeblich das Bestehen einer Religionssecte entdeckt worden, welche der Gewohnheit, Menschenblut zu trinken, huldigt. Einer ihrer Glaubenssätze ist, daß die Mitglieder ihr Blut Glaubensgenossen geben müssen, wenn es nöthig ist, um deren Leben zu erhalten.

Australien.

Zur Erforschung Nordaustraliens. Wie aus Melbourne gemeldet wird, hat der Nordpolforcher Freiherr v. Nordenföhd der Geographischen Gesellschaft von Austral-Asien das Anerbieten gemacht, den nördlichen Theil des australischen Festlandes zu erforschen. Er ist bereit, die Reise sofort anzutreten. Vermuthlich würde er dann von Australien aus die projectirte Südpolarreise unternehmen (vgl. „Polargegenden und Oceane“).

Forschungsreise Mac Gregor's im Innern von Neu-Guinea. Der Gouverneur von Englisch-Neu-Guinea, Sir William Mac Gregor, welcher im vorigen Jahre die erste Besteigung des Owen-Stanleygebirges ausführte, hat schon wieder eine Forschungsreise ins Innere von Neu-Guinea unternommen. Nach Nachrichten mit der letzten Post wollte er mit dem kleinen Dampfer „Merry England“ den in 8° 33' südl. Br. und 143° 15' östl. v. Gr.

in den Papua-Golf mündenden Fly-River soweit als möglich hinauffahren, dann den Dampfer unter starker Bewachung liegen lassen und die Weiterreise ins unbekanntere Innere der Insel, in Begleitung einer Anzahl Polynesier, zu Fuß fortsetzen. Die Dauer der Reise ist auf zwei Monate berechnet.

Das Fieber auf Neu-Guinea. Wie Dr. Hugo Zöllner, welcher einen Theil von Deutsch-Neu-Guinea bereiste, berichtet, tritt das Fieber dort individuell höchst verschieden auf. Der eine Erreichte beunruhigend hohe Stügrade, der andere kann aus dem Erbrechen nicht herauskommen, der dritte schleppt sich, auch wenn das Fieber vorüber ist, tagelang wie ein gebrochener Greis herum, der vierte macht sein Fieber in ein paar Stunden ab und ist dann wieder sibel. Nur wenige bleiben ganz oder auch nur auf längere Zeit vom Fieber verschont. Bis Ende 1888 starben in Deutsch-Neu-Guinea 22 Weiße (19 Männer, zwei Frauen und ein Kind) und 20 importirte farbige Arbeiter (Malaien und Mikronesen) der Compagnie. Von den Weißen erlagen drei mit Gewißheit und neun andere mit ziemlicher Gewißheit dem Fieber.

Verbot des Imports von Polynesiern in den australischen Colonien. Auf Beschluß des Parlaments von Queensland soll vom Jahre 1891 ab der Import von Polynesiern zu Arbeiten auf den Zuckerplantagen im Norden der Colonie geseßlich verboten sein. Da nun aber die Plantagenbesitzer bei den hohen Löhnen, welche weiße, für das dortige tropische Klima überhaupt nicht geeignete Arbeiter verlangen, keine Rechnung zu finden glauben, so hat sich bereits ein Theil derselben zur Uebersiedelung nach den Fidjisi-Inseln entschlossen, um hier Zuckerplantagen anzulegen.

Der Samoa-Vertrag. Nach dem nunmehr veröffentlichten Samoa-Vertrage zwischen England, Deutschland und Amerika wird die Inselgruppe für neutral erklärt und ihre Unabhängigkeit anerkannt. Die Bildung eines obersten Gerichtshofes, bestehend aus einem von den drei Mächten oder eventuell vom Könige von Schweden zu ernennenden Oberrichter wird angeordnet, die Eingeborenen werden im Verkaufe von Land beschränkt, die Grenzen des Stadtbezirkes von Apia genau bestimmt, Anordnungen über Erhebung von Steuern und Eingangszöllen getroffen u. s. w.

Polargegenden und Oceane.

Südpolfahrt. Der durch seine Fahrten und Forschungen im nördlichen Eismeere, besonders auch seine Anschiffung der Nordküste Sibiriens bekannte Professor Freiherr v. Nordenflied machte am 11. Januar d. J. in der schwedischen Akademie der Wissenschaften die Mittheilung, daß er und Freiherr Oskar Dickson, der ihn schon bei seinen früheren Fahrten unterstützte, unter australischer Beihilfe im Jahre 1891 eine schwedische wissenschaftliche Südpolunternehmung anzuhängen werden. Die Kosten tragen Freiherr v. Dickson, der antarctische Forschungs-Ausschuß der königlichen Gesellschaft von Victoria und die königliche Geographische Gesellschaft von Australasien gemeinschaftlich.

Größte Tiefe des Mittelmeeres. Der italienische Fregatencapitän Magnaghi hat im Mittelmeere Tiefenmessungen vorgenommen und zwischen den Inseln Malta und Candia eine Maximaltiefe von 4131 Meter vorgefunden. Bisher wurde angenommen, daß sich die größte Tiefe des Mittelmeeres zwischen den Inseln Sicilien und Sardinien und der afrikanischen Küste befinde, woselbst eine Lothung die Maximaltiefe von 3228 Meter ergab.

Kabelverbindung zwischen Montbassa und Europa. Das Kabel zwischen Mombassa und Sansibar wurde kürzlich vollendet und die directe telegraphische Verbindung mit Europa am 19. Januar 1890 eröffnet.

Berühmte Geographen, Naturforscher und Reisende.

Désiré Charnay.

Unter den amerikanischen Alterthümern nehmen die mittelamerikanischen Kulturdenkmäler die erste Stelle ein; vorzugsweise ist es die hochentwickelte Kultur der Azteken, die in dem altmexikanischen Reiche zahlreiche großartige Werke der Baukunst und Bildnerei geschaffen hat. Denkmäler, die zum Theil vereinzelt in der Nähe noch bestehender menschlicher Wohnplätze, zum Theil aber auch in Massen vereinigt als Trümmer ganzer großer Städte anzutreffen sind, deren Ausgrabung und Entdeckung von Forschern verschiedener Nationen wesentlich gefördert sind.

Zu diesen verdienstvollen Forschern nun gehört auch der Franzose Désiré Charnay, dessen Lebensgang wir im weiteren etwas ausführlicher folgen wollen.

Geboren am 2. Mai 1828 zu Fleurie (Departement Rhône), lebte er nach zurückgelegten Studien eine Zeitlang in England und Deutschland, um die Sprachen dieser beiden Länder genauer und besser kennen zu lernen. Doch der Drang nach Abenteuern und die Liebe zu unbekanntem und unerforschten Gegenden führten ihn gar bald von der Heimat in ferne Länder. So finden wir ihn denn bereits 1851 in Nordamerika, wo er sich zunächst in New-Orleans mit dem Ertheilen von Sprachunterricht in einer höheren Knabenschule und in einem Mädchenpensionat beschäftigte. In seinen Mußestunden besuchte der junge wissbegierige Sprachlehrer des öfteren die Bibliothek Lafayette, wo ihm eines Tages das Werk



Désiré Charnay.

von Stephens, „Incidents of travel in Yucatan“, das 8 Jahre vorher in New York erschienen war, in die Hände kam. Bald faßte Charnay den Entschluß, das unterbrochene Werk dieses berühmten amerikanischen Archäologen auszubessern und es namentlich in Bezug auf die in Yucatan entdeckten wunderbaren Denkmäler mehr und mehr zu vervollkommen.

Ein glückliches Zusammentreffen verschiedener Umstände verschaffte Désiré Charnay im Jahre 1857 eine Mission des französischen Staatsministeriums, welche ihn nach dem Forschungsfelde führte, das er sich aus freien Stücken ausgewählt hatte. Inzwischen nach Frankreich zurückgekehrt, verließ er dieses in den ersten Apriltagen des Jahres 1857 wieder, und erst am 2. Februar 1861 kam er in die Heimat zurück, nachdem er einen Theil von Mexiko und Yucatan besucht und die dortigen wichtigsten Denkmäler und Alterthümer eifrig studirt und viele derselben auch photographirt hatte. Namentlich waren es Mexiko mit seinen merkwürdigen aztekischen Denkmälern, Monte Alban und seine großen wunderlichen Ruinenstätten, ferner die Tumuli von Dzaca und endlich Mitla mit seinen Tempeln und Balästen, die unseren Forscher besonders interessirten. 15 prächtige Photographien allein waren das Ergebniß von Charnay's Arbeiten und Forschungen in Mitla. Erwähnt muß an dieser Stelle

auch noch werden, daß sich unser Reisender einen Theil der zu dieser Expedition erforderlichen Hilfsmittel selbst dadurch verschafft hatte, daß er in Mexiko einen photographischen Atlas herausgab, welcher die neueren Denkmäler dieser Hauptstadt enthält.

Das letzte der von Charnay in Mexiko zugebrachten vier Jahre (1860) wurde vornehmlich den Staaten Yucatan und Chiapas gewidmet. Itzamal, Chichen-Itza und Uxmal wurden nacheinander besucht und inmitten unerhörter Schwierigkeiten photographirt. Ueber Campeche kam der französische Forscher nach Balenque, dessen Ruinen er vorher schon einmal, und zwar im Jahre 1859, durchwandert hatte. San Cristobal, Chiapas, Tuxtla, Tehuantepec, Totalapa und Daza waren die weiteren hauptsächlichsten Haltepunkte auf seinem Rückwege, wobei er mitunter unliebame Zwischenfälle mit Kriegerbanden zu bestehen hatte.

Glücklich nach Hause zurückgekehrt, wußte Charnay den gelehrten Architekten Viollet-le-Duc für seine Entdeckungen zu gewinnen, welcher später nach den Urkunden des Reisenden den archäologischen Bericht abfaßte, welcher den ersten Theil des Werkes „Cités et ruines américaines“ (1863) bildet; der zweite Theil des Buches, von Charnay selbst geschrieben, ist betitelt „Le Mexique, 1858 à 1861, souvenirs et impressions“ (1863). Diesem Werke ist ein prächtiger Atlas von 49 Kupferstichen beigelegt.

Nachdem dieses erste große Werk kaum beendigt war, verließ Désiré Charnay Frankreich abermals, um nach einem neuen Bestimmungsorte abzugehen; er wurde nämlich zum Historiographen der Expedition der Madagaskarcompagnie ernannt, welche Reise nach der großen afrikanischen Insel er 1864 im „Tour du monde“ veröffentlichte.

1867 bis 1870 bereiste unser Forscher wiederum Nordamerika und 1875 Südamerika, insbesondere Chile und Argentina; 1878 weilte er auch kurze Zeit auf der großen Sunda-Insel Java.

Mit Unterstützung des französischen Unterrichtsministeriums, besonders aber durch die hervorzuhebende Beihilfe des reichen Großkaufmannes Pierre Lorillard zu New-York, eines geborenen Franzosen, wurde Charnay in den Stand gesetzt, eine neue Forschungsreise nach den altnegyrischen Ruinenstädten zu unternehmen. Zu diesem Zwecke reiste er denn am 26. März 1880 von Frankreich ab, besuchte vorerst in New-York seinen großherzigen Unterstützer und langte dann gegen Ende des Monats April in der mexikanischen Hafenstadt Veracruz an, von wo er sich mittels Eisenbahn bald nach Mexikos Hauptstadt begab. Zunächst begann er seine Ausgrabungen bei San Juan de Teotihuacan, einer alten Stadt der Tolteken, wo er viele und großartige Ueberreste von Palästen, Tempeln und Pyramiden vorfand. Der Leich von Nahualac, die Zufluchtsstätten der Indianer bei Mispayantla, sowie die Teokallis (Gotteshäuser) von Xpallatpetonco lieferten nun unserem Reisenden neue interessante Beobachtungsfelder. Auch Balenque, diese berühmte Ruinenstadt von Chiapas, besuchte Charnay zum drittenmale wieder und endlich entdeckte er noch die riesenhaften Ruinen von Comalcalco, welche ihm ungedruckte Documente von hohem Werthe lieferten. Aus dankbarer Anerkennung belegte er diese unbekannt und unbenannte Stadt mit dem Namen Lorillard City.

1883 unternahm Charnay, der gegenwärtig seinen Wohnsitz zu Paris hat, eine neue Expedition nach Yucatan, wo er weitere wichtige Entdeckungen machte, die er im „Tour du monde“ beschrieb.

Außer dem schon Erwähnten veröffentlichte Désiré Charnay, der Mitglied mehrerer wissenschaftlicher Gesellschaften und Officier der Ehrenlegion ist, noch das großartig angelegte Werk „Les anciens villes du nouveau monde“ (1884), welches ins Spanische und Englische übersetzt wurde und wofür der gelehrte Verfasser von der Geographischen Gesellschaft zu Paris die goldene Medaille als Auszeichnung und Belohnung erhielt.

Seine neueste Schrift betitelt sich „Une princesse indienne avant la conquête“ (Paris 1888, bei Hachette & Comp. erschienen), worin das bürgerliche und religiöse Leben der amerikanischen Völkerschaften vor der Eroberung in trefflicher Weise geschildert ist.

Breslau.

Adolf Meißler.

Geographische Nekrologie. Todesfälle.

Dr. Karl Müller-Mylus.

Am 29. November 1889 ist der Redacteur des „Ausland“, Dr. Karl Müller-Mylus, infolge eines Herzschlages in seiner Vaterstadt Stuttgart aus dem Leben geschieden. Einer der tüchtigsten Veteranen unserer Literatur, hat er in einem halben Jahrhundert unverbrochen hingebenden Fleißes sich wesentliche Verdienste um die Popularisirung naturwissenschaftlicher Ergebnisse und besonders die Hebung des allgemeinen Interesses für Länder- und Völkerkunde erworben.

Als Sohn eines Buchdruckers am 8. Februar 1819 geboren und nach absolvirtem Gymnasium eine Zeitlang selbst Schriftsetzer, dankt er alles, was er erreicht und errungen hat, nur der eigenen Kraft und unentwegten Strebamkeit. In England, wo der junge Wanderbursche sich im Stillen emsig zum Schriftsteller ausbildete, eröffnete sich ihm zuerst ein Blick in die weite Welt und erweckte das sehnliche Verlangen, „alle Reiche und Zonen“ der Ferne kennen zu lernen. Zwar durfte sein Fuß sie nie betreten, sein Geist aber hat sie um so öfter durchgemessen. Gründlich mit seinen Lieblingsstudien Geographie, Ethnographie und den verwandten Fächern vertraut, verfolgte er alle Forschungsreisen unserer Zeit mit Spannung. Kaum waren der Wissenschaft neue Schätze erschlossen, prägte er sie eifrig und gewandt in gefällige Form und brachte sie als gangbare gediegene Münze in Umlauf. Zu



Dr. Karl Müller-Mylus.

den verschiedenen Zeitschriften „Erweiterungen“, „Familienzeitung“, „Buch für Alle“ u. s. w., „Ausland“, die er seit 1842 leitete, und in anziehenden Büchern „Die heutigen Indianer des fernen Westens“ (Wien 1884) u. v. a. wie in zahllosen Monographien und Aufsätzen hat er seine umfassenden geographischen, ethnographischen und naturgeschichtlichen Kenntnisse den weitesten Kreisen vermittelt und nutzbar gemacht. Seine Schriften erschienen zumeist unter verschiedenen Pseudonymen, unter denen er den Namen „Ottofried Mylius“ am häufigsten anwandte. Neben der fruchtbaren und segensreichen Thätigkeit des populärwissenschaftlichen auch der des Romanschriftstellers zu gedenken, ist hier nicht der Ort; aber die glückliche Intuition, der fließende Stil, der sichere literarische Takt und die reiche Erfahrung des letzteren kamen dem ersteren wohl zu statten, und beide vereinigen sich zu dem Bilde des schlichten bescheidenen Menschen, der in Wahrheit stets „edel, hilfreich und gut“ gewesen, zu dem ehrenvollen Namen Müller-Mylus. Alex. Braun.

Todesfälle. Der berühmte Meteorologe Dr. Christ. Heu. D. Buys-Ballot, Professor der Physik an der Universität zu Utrecht und Director des meteorologischen Instituts daselbst, ist in der Nacht zum 3. Februar 1890 im Alter von 73 Jahren gestorben. Er hat durch die Entdeckung des nach ihm benannten Gesetzes, daß die Winde die Richtung vom Ort des höheren zum Ort des tieferen Barometerstandes einschlagen, wesentlich zur Erkenntnis der Windentstehung beigetragen und zugleich auch einen vollständigen Umschwung in der meteorologischen Wissenschaft hervorgerufen.

Dr. Melchior Neumayr, Professor der Paläontologie an der Universität zu Wien, ein hervorragender Geologe, ist am 29. Januar 1890 im 44. Lebensjahre gestorben. Er hat sich namentlich durch die Leitung der geologischen Aufnahmen Griechenlands verdient gemacht. Sein umfangreichstes Werk ist das populäre Handbuch der Geologie „Erdgeschichte“ (Leipzig 1887, 2 Bde.). Von seinem Hauptwerke „Die Stämme des Thierreiches“ ist nur der I. Band (1889) erschienen; er hat es unvollendet hinterlassen. Professor Neumayr war am 24. October 1845 geboren, ein Sohn des früheren bayerischen Staatsministers Max v. Neumayr.

Der Professor an der Universität Halle und Vorsteher der dortigen Sternwarte Dr. Otto August Nothenberger ist daselbst am 23. Januar 1890 im 90. Lebensjahre verschieden. Er war am 10. August 1800 zu Tulkum in Kurland geboren.

Dr. W. Mac Kinnan, Bruder des bekannten australischen Forschungsreisenden gleichen Namens, starb am 14. November 1889 in Wilcannia am Darling River, Colonie Neu-Süd-Wales. Er war mit den Sitten und Gebräuchen der Eingeborenen Australiens aufs genaueste bekannt und galt hierin als erste Autorität. Er hinterläßt eine in dies Fach einschlagende sehr werthvolle Sammlung. Gr.

Der bekannte Kometenforscher Professor Lorenzo Respighi, Director der Sternwarte in Rom, verschied daselbst am 10. December 1889.

Oberst Sir Henry Yule, der lange Zeit in British-Indien stationirt gewesen und eine Reihe von werthvollen geographischen Abhandlungen geschrieben hat, ist am 30. December 1889 im 70. Lebensjahre gestorben.

Am 22. September 1889 starb George S. Coote, Professor an Rutgers College, Geologe von New-Jersey, im Alter von 72 Jahren.

Geographische und verwandte Vereine.

Königliche Geographische Gesellschaft in London. Das Dunkel, welches das Schicksal umgab, das die englischen Reisenden Donkin und Fox bei der Besteigung eines hohen Berges im Kaukasus im Winter vorigen Jahres ereilte, ist endlich gelichtet worden. Vor den Mitgliedern der königlichen Geographischen Gesellschaft hielt am 10. Februar 1890 D. W. Freshfield eine Vorlesung über eine Forschungsreise im Kaukasus, die er in Gemeinschaft mit Herrn Dent unternommen, um etwas über das Schicksal der erwähnten zwei Reisenden zu erfahren. Es ist bekannt, daß sie aufgebrochen waren, um den nahezu 5200 Meter hohen Berg Dychtan zu besteigen. In einer Höhe von nahezu 3350 Meter stiegen die Herren Freshfield und Dent auf die letzte Lagerstätte ihrer unglücklichen Freunde. Es scheint keinen Zweifel zu unterliegen, daß sie von diesem Punkte aus wieder niederkriegten, daß der Schnee alsdann unter ihren Füßen nachgab und sie in den großen Eisgraben am Fuße des Kliffs hinabstürzten. Außer der Feststellung dieser Thatfache, welche auf alle Fälle die traurige Verriedigung gewährt, daß die Reisenden nicht, wie anfangs geglaubt wurde, die Opfer eines Mordmordes geworden seien, haben die Herren Freshfield und Dent unser Wissen über die Formation des großen Kaukasusgebirges wesentlich bereichert. Die Höhen der Hauptberge sind jetzt ermittelt: Acht sind höher als der Mont-Blanc, fünfzehn sind an 4600 Meter hoch. Die vier höchsten Berge sind der Elbrus, Koschtantan, Schfara und Dychtan.

Geographische Gesellschaft in Bern. In der Versammlung vom 23. Januar d. J. hielt Nationalrath Karrer, Chef der commissarischen Abtheilung des schweizerischen Auswanderungsbureaus, über südamerikanische Colonisationsprojecte einen Vortrag, in welchem dieselben der Reihe nach beleuchtet wurden. Die Aussichten der Einwanderer in den verschiedenen Staaten scheinen nicht eben glänzende zu sein, und am ehesten finden ihre Rechnung dabei immer diejenigen, welche den Export des Menschenmaterials besorgen. Hierauf schilderte Dr. Guilleaume vom statistischen Bureau die von ihm bereiste Insel Sardinien.

Anthropologische Gesellschaft in München. In der Sitzung vom 31. Januar d. J. sprach Unterstaatssecretär Dr. v. Wahr „Ueber Unterschiede im Altersaufbau der Bevölkerung“. Von besonderem Interesse war die Erörterung über den Altersaufbau der Bevölkerung, wie

solcher bei Zusammenzug der Nachweise in fünfjährige Altersgrenzen sich darstellt. Es wurden instructive Diagramme vorgeführt für: das Deutsche Reich, Frankreich, Italien, die Vereinigten Staaten von Amerika, Bayern, Oberbayern, Niederbayern, die Pfalz und die Stadt München. Nachdem die dabei auftauchenden Fragen der Vertretung der beiden Geschlechter in den einzelnen Altersgruppen, sowie des Antheils der Civilstandskategorien kurz gestreift waren, erörterte der Medner an der Hand mehrerer Diagramme das Vorkommen des Haupttypen des Altersaufbaues: des pyramidenförmigen, glockenförmigen und des spindel- oder zwiebelartigen Aufbaues. Glockenförmig ist insbesondere der Altersaufbau der französischen Bevölkerung; pyramidenförmig jener der italienischen, deutschen, nordamerikanischen Bevölkerung, und zwar mit Zunahme der Breite der Basis in der hier angegebenen Reihenfolge der Staaten. Bayern neigt, abweichend vom Gesamtergebnis für das Deutsche Reich, zur Glockenform. Die Spindelform (Einschnürung und Ausbauchung auf mäßiger Kinderbasis) zeigt — wie alle Großstädte — München.

Siebenbürgischer Karpathenverein. Dem vor kurzem erschienenen „Jahrbuch des Siebenbürgischen Karpathenvereines“ (IX. Jahrgang 1889) entnehmen wir, daß dieser rührige Verein derzeit 7 Ehrenmitglieder, 25 gründende und 1598 ordentliche Mitglieder in 10 Sectionen zählt. Das „Jahrbuch“ enthält außer dem Berichte über die Vereinsangelegenheiten eine Reihe von Aufsätzen, die diesmal fast ausschließlich touristischer Natur sind, aber nicht minder als Schilderungen geeignet, das an Schönheiten so reiche siebenbürgische Hochgebirge an der Landes Südgrenze auch in weiteren Kreisen näher bekannt zu machen. Doch finden sich in dem Aufsatze von W. Hausmann „Zoologische Excursionen vom Predeal und Garcin- bis zum Tufasgebirge“ lezenswerthe Mittheilungen über wilde und zahme Thiere, und Dr. F. Capesius bespricht „Gebirgscurorte und Gebirgscultur“ in Siebenbürgen. Beigegeben dem Jahrbuche ist eine Darstellung der Mundsjicht von Hermannstadt.

Vom Büchertisch.

China. Skizzen von Land und Leuten mit besonderer Berücksichtigung commercieller Verhältnisse von A. S. Gruner. Mit einem Porträt in Stahlstich, sechs in lithographischem Farbendruck ausgeführten Bildern, 17 autoptischen Illustrationen, einem Plane der Stadt Peking u. s. w. Leipzig 1889. L. D. Weigel Nachfolger (Chr. Herm. Langhuy). (X, 298 S.)

Man mag mit dem Verfasser in seiner Ansicht übereinstimmen, welcher die vollständige Erschließung des himmlischen Reiches gegenüber der europäischen Cultur nicht blos als unabwendbar ansieht, sondern sie auch sehnlichst herbeiwünscht, oder angesichts dieser nahenden Zukunft es bedauern, daß die so originelle uralte Cultur Chinas dem stärkeren Selbstgefühl des Abendlandes weichen muß, in jedem Falle bildet das Reich der Mitte einen Gegenstand hohen Interesses, und gerne greift man nach einem Buche, welches auf Grund eigener Anschauung uns Schilderungen von Land und Leuten dieses Meereiches bietet. Herr Gruner, welcher seinerzeit als Delegirter der deutschen Bank im deutschen Eisenbahnconsortium für China functionirte, bereiste in der Zeit von Mitte Februar bis Mitte September 1886 einen ansehnlichen Theil Chinas. Von Hongkong kommend, besuchte er zuerst die von dem europäischen Einflusse bereits angehauchten gewaltigen Emporien Kanton und Schanghai, die mit ihrer Vermischung west- und ostländischer Cultur sich in gewissem Sinne mit Kairo und ähnlichen Städten der Levante vergleichen lassen. Einen Beweis hiefür liefert z. B. der prächtige „Bund“ (d. i. Kaiserstraße) von Schanghai, bei dessen Anblick man sich keineswegs in eine chinesische Stadt versetzt glauben möchte (vgl. die Abbildung auf S. 257). Von Schanghai aus fuhr der Verfasser 600 Meilen weit den Riesensirou Jaungse-kiang aufwärts und bekam so echt chinesische Landschaften und Städte zu Gesicht. Nach Schanghai zurückgekehrt, wandte er sich nun nordwärts nach Tientsin, der Hafenstadt von Peking, wo ihm das Glück zu Theil wurde, einer Audienz beim Vicerönig von Petchili, Li-Hung-Chang, dem ersten Staatsmanne Chinas, anzuwohnen zu können. Auch Peking wurde besucht und erfährt im Buche eine eingehende Schilderung. Ihre Einwohnerzahl schätzt Herr Gruner auf etwas über eine halbe Million Seelen, nicht auf ein bis zwei Millionen. Selbst bis zur großen chinesischen Mauer ist der Verfasser vorgedrungen und hat durch den Augenschein sich von deren in jüngster Zeit wieder einmal bezweifelte Existenz überzeugt. Im ganzen enthält sein Buch neben vielem Bekanntem auch vieles für uns Neue, ist sehr angenehm geschrieben und sehr schön und elegant ausgestattet.

Ⓞ

Stanley's Briefe über Emin Pascha's Befreiung. Herausgegeben von J. Scott Keltie. Autorisirte deutsche Uebersetzung. Fünfte Auflage. Leipzig 1890. F. A. Brockhaus. (XII, 130 S.) 1 Mark 50 Pfennig.

Noch immer hat Europa aus Emin's Munde über dessen Verhältnis zu Stanley und die Umstände seiner Befreiung nichts vernommen, und was wir durch Stanley selbst erfahren

haben, waren kurze Zeitungsberichte, keine authentische Mittheilung. So bilden denn die Briefe Stanley's, welche derselbe während seiner bewundernswerthen Expedition nach Europa sandte, vorläufig das einzige Material, welches uns über diesen kühnen Zug näheren Aufschluß giebt. Wie groß das Interesse, das Deutschland diesen Briefen entgegenbrachte, ist daraus zu entnehmen, daß von der wenige Wochen alten, deutschen Uebersetzung uns die fünfte Auflage vorliegt, daß aber seither noch fünf neue Auflagen erschienen. Nicht nur durch ihren Gegenstand ziehen Stanley's Briefe an, auch durch die demselben eigene lebendige Schreibweise; die Uebersetzung ins Deutsche ist vorzüglich. Zur Orientirung beigegeben ist eine recht klare Uebersichtskarte.

Stanley's neues Reisewerk, an dem der berühmte Forscher in Kairo bereits mit Eifer arbeitet, wird gleichzeitig mit der englischen Ausgabe (bei Marston in London) in autorisirter deutscher Ausgabe bei F. W. Brockhaus in Leipzig erscheinen. Dasselbe soll zwei Bände von je 450 bis 500 Seiten umfassen und wird voraussichtlich Ende Mai oder Anfang Juni dieses Jahres zur Ausgabe gelangen. Der Schlußbericht seiner „Sturm- und Drangreise“, wie Stanley sie nennt, wird derselbe zahlreiche Abbildungen und Karten beifügen.

Hölzel's Eisenbahnkarte von Oesterreich-Ungarn. Maßstab 1:1,800,000. Wien 1890. Verlag von Eduard Hölzel. 1 fl. 3. W.

Diese vorzügliche Karte ist soeben in neuer Auflage erschienen, in welcher alle neuen Bahnlinien eingetragen sind. Ihr Wert wird durch die Beigabe einer Eisenbahnkarte von Mitteleuropa im Maßstabe 1:5,000,000 und einer Eisenbahnkarte von Böhmen, Mähren und Schlesien im Maßstabe 1:1,000,000 ansehnlich erhöht; dazu kommen noch auf Cartons die Umgebungen von Wien, Prag und Budapest und das Bahnetz von Rußland.

Coloniales Jahrbuch. Herausgegeben von Gustav Meinecke. Zweiter Jahrgang. Das Jahr 1889. Mit sieben Karten. Berlin 1890. Carl Heymanns Verlag. (312 S.) 6 M., geb. 7 M. 50 Pf.

Gustav Meinecke, der verdienstvolle Herausgeber der „Deutschen Colonialzeitung“ und des „Deutschen Colonialkalenders“, legt uns nun zum zweitenmale auch ein „Coloniales Jahrbuch“ vor, welches in einer Reihe vollkommener sachkundiger Aufsätze über den Rahmen deutscher Colonisationsbestrebungen weit hinausgreift, dabei aber die letzteren democh vorwiegend im Auge behält. In einem Artikel über „die Antislavereifrage in Ostafrika“ wird der Vorschlag gemacht, bei Dar es-Salaam durch Anlage einer Ackerbaucolonie für befreite Negerflaven ein Centrum für die Antislavereibestrebungen zu schaffen, ein Gedanke, der alle Beachtung verdient. Missionär P. Steiner beleuchtet in einer geschichtlichen Skizze die „Culturbestrebungen auf der Goldküste während der letzten hundert Jahre“ und spricht zum Schluß die zurechtliche Hoffnung aus, daß, wenn auch wegen der ungünstigen allgemeinen wirtschaftlichen Lage, wegen des Arbeitermangels, wegen des Mangels größerer Capitalien und wegen des ungesunden Klimas die Goldküste die ihr von Seiten der Missionsgesellschaft gebrachten Unkosten und Geldopfer bisher nicht lohnte, trotz alledem die Zeiten nicht mehr ferne sein dürften, in welchen die Colonisationsbestrebungen an dieser Küste auf Erfolg rechnen können. C. Völle führt in einem längeren Aufsätze aus, daß das Deutchthum in Südbrasilien in mißlicher Lage sich befinde und sich nicht halten könne, so lange deutsche Sprache und Cultur nicht die Gleichberechtigung mit der portugiesischen habe. Sehr unterrichtend ist Paul Reichard's Aufsatz über „Gewerbliches und Kunstfertigkeiten ost- und innerafrikanischer Stämme“. Eine Reihe von Artikeln ist speciell der Entwicklung deutscher Colonien gewidmet und durch sieben Karten illustriert.

Eingegangene Bücher, Karten etc.

Juner-Afrika. Erlebnisse und Beobachtungen von Henry Drummond. Deutsch vom Verfasser von „Gordon, der Held von Chartum“. Mit 10 Abbildungen. Gotha 1890. Friedrich Andreas Berthes. Geb. 4 Mark.

Reisebilder aus Liberia. Resultate geographischer, naturwissenschaftlicher und ethnographischer Untersuchungen während der Jahre 1879 bis 1882 und 1886 bis 1887 von S. Büttiker. Mit Karten, Lichtdruck- und chromolithographischen Tafeln, nebst zahlreichen Textillustrationen. I. Bd. Reise- und Charakterbilder. Leyden 1890. G. J. Brill.

Karte von Central-Ost-Afrika nach authentischen Quellen unter Benutzung des Materials der Deutsch-Afrikanischen Gesellschaft entworfen und gezeichnet von Dr. Paul Engelhardt und J. v. Wenzerski. Maßstab 1:3,000,000. Berlin. Simon Schropp'sche Hof-Landkartenhandlung (S. H. Neumann).

Schluß der Redaction: 19. Februar 1890.

Herausgeber: A. Hartleben's Verlag in Wien.

Geologische Kartenskizze
 von
DONAU-BULGARIEN UND OSTRUMELIEN
 nebst den angrenzenden Gebieten
 von
FRANZ TOULA.
 1890.
 Maßstab 1:1,600.000.

Farbenerklärung:

	Alluvium u. Diluvium		Jura (Malm, Dogger, Lias)
	Jüngeres Tertiär (Neogen)		Trias (Kalk, Sandst. Quarzit)
	Älteres Tertiär (Eocän)		Paläozoische Bildungen
	Kohlen u. Pflanzenreste		Krystallinischer Kalk u. kryst. Schieferen
	Flyschartige Bildungen (Kreide Eocän)		Porphyr. Granitische Gesteine
	Kreide		Serpentin. Jüngere Eruptiv Gesteine

